

MITTEILUNGEN
DER
ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT
IN WIEN.

REDAKTIONS-KOMITEE:

HOFRAT PROF. DR. KARL TOLDT (VORSITZENDER), REGIERUNGSRAT FRANZ HEGER,
DR. RICHARD LASCH, PROF. DR. RUDOLF MUCH, PROF. DR. LEOPOLD v. SCHROEDER
REGIERUNGSRAT JOSEF SZOMBATHY.

REDAKTEUR: DR. LEO BOUCHAL.

XXXXVI. BAND.
(DER DRITTEN FOLGE XVI. BAND.)

MIT 27 ABBILDUNGEN IM TEXTE UND 15 BEILAGEN.

WIEN.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER
1916.

Printed in Germany

(RECAP)

GN 1

.A62

v. 46

1916

W. Hamburger, Wien VI, Mollardgasse 41.

INHALT.

ABHANDLUNGEN UND MITTHEILUNGEN.

	Seite
Fritsch Gustav , Bemerkungen zur Hautfarbentafel	183
Heger Franz , Drei merkwürdige Metallfiguren von Benin. Anhang: Die Benin-Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien. (Mit 1 Tafel und 2 Abbildungen im Text)	132
— — Sonderbar stilisierte Menschenfigur auf der Innenseite einer seitlichen Endplanke eines Holzkanus aus Französisch-Guayana. (Mit 1 Abbildung im Text)	177
— — Zeremonial- oder Prunkxakt aus Bronze aus dem Gebiete der Diagitas-Kultur des nordwestlichen Argentinien (Mit 1 Abbildung im Text)	180
Holl M. , Der aurikular asymmetrische Hirnschädel. (Mit 1 Abbildung im Text)	251
Hüsing Dr. G. , Völkerschichten in Iran. (Mit 1 Tafel, 1 Karte und 9 Abbildungen im Text) . . .	199
Mahr Dr. Adolf , Die älteste Besiedlung des Ennsers Bodens. (Mit 3 Tafeln und 3 Abbildungen im Text)	1
Pösch Dr. Rudolf , Ein Tasmanierschädel im k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Die anthropologische und ethnographische Stellung der Tasmanier. (Mit 9 Tafeln und 2 Abbildungen im Text)	37
— — II. Bericht über die von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien. (Mit 2 Abbildungen im Text)	107
— — Über das „blonde“ Tasmanierhaar	186
Toldt Dr. Karl , † Kaiser Franz Josef I.	

LITERATURBERICHTE.

Bateson W. , Mendels Vererbungstheorien. (<i>R. Pösch</i>)	188
Birkner Dr. F. , Der diluviale Mensch in Europa. (<i>J. Szombathy</i>)	98
Dempwolff Otto , Die Sandawe. (<i>R. Lasch</i>)	198
Drontschilow Dr. Krum , Beiträge zur Anthropologie der Bulgaren. (<i>J. Szombathy</i>)	99
Ethnologica , II/2. (<i>L. Bouchal</i>)	195
Frassetto F. , Lezioni di Antropologia. II/II. (<i>R. Pösch</i>)	187
Friederici Dr. G. , Ein Beitrag zur Kenntnis der Trutzaffen der Indonesier, Südseevölker und Indianer. (<i>L. Bouchal</i>)	262
Hambruch Paul , Nauru. (<i>F. Heger</i>)	105
Heilborn A. , Allgemeine Völkerkunde. (<i>R. Trebitsch</i>)	196
Hellwig Dr. Albert , Weltkrieg und Aberglaube. (<i>O. v. Hovorka</i>)	194
Herzig Dr. E. , Zwangsvorstellung und Halluzination. (<i>O. v. Hovorka</i>)	195
Hoernes M. , Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. (<i>J. Szombathy</i>)	92
Holwerda Dr. J. , Die Niederlande in der Vorgeschichte Europas. (<i>A. Mahr</i>)	96
Jahrbuch des Städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig , Bd. VI.	106
Krueger Felix , Über Entwicklungspsychologie. (<i>O. v. Hovorka</i>)	192
Lüthy Dr. A. , Die vertikale Gesichtsprofilierung und das Problem der Schädelhorizontalen (<i>R. Pösch</i>)	187
Mahr Dr. Adolf , Die La Tène-Periode in Oberösterreich. (<i>J. Szombathy</i>)	96
Miehe Dr. H. , Allgemeine Biologie. (<i>O. v. Hovorka</i>)	192
Ried Dr. H. A. , Zur Anthropologie des abflußlosen Rumpfschollenlandes im nordöstlichen Deutsch-Ostafrika. (<i>J. Szombathy</i>)	100

	Seite
Schlaginhaufen Dr. Otto , Sozialanthropologie und Krieg. (<i>O. v. Hovorka</i>)	193
Schmid Dr. Walter , Die Ringwälle des Bachergebietes, I. (<i>A. Mahr</i>)	97
Schwerz Dr. Franz , Die Völkerschaften der Schweiz. (<i>H. Matiegka</i>)	260
Seler Dr. Eduard , Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. (<i>F. Heger</i>)	100
— — Beobachtungen und Studien in den Ruinen von Palenque. (<i>F. Heger</i>)	105
Wilser Dr. Ludwig , Die Germanen, II. (<i>O. v. Hovorka</i>)	191

Autoren- und Sachregister [I]

Das Inhaltsverzeichnis der separat paginierten Sitzungsberichte befindet sich am Schlusse derselben.

Völkerschichten in Iran.

Von Dr. G. Hüsing in Wien.

(Mit 9 Abbildungen im Texte, 1 Tafel und 1 Karte.)

Vom erdkundlichen Unterrichte her ist uns allen die Bezeichnung „Hochland von Iran“ geläufig. Sie ist in ihrem ersten Teile zutreffender, als man sich im ersten Augenblicke vergegenwärtigt, denn die geschichtlich bedeutsamen Orte und Landschaften liegen in einer Höhe von durchschnittlich etwa 1600 *m*. Dagegen ist die Bezeichnung „Iran“ insofern vollkommen irre führend, als die „Iranier“ im sonst üblichen Sinne fast nur das heutige Persien bewohnen oder in ihm zu finden sind, vor allem aber in alter Zeit nicht weiter nach Osten gereicht haben. Darüber pflegt uns die Bezeichnung „Iran“ für das ganze Hochland hinweg zu täuschen und so für den Geschichtsforscher eine völlig verkehrte Anschauung zu schaffen, z. B. über die Fragen der Einwanderung (nach Richtung, Zeit und Volksmenge) und der verfügbaren Kräfte, vom großen Dareios an bis zum letzten Träger dieses Namens. Das wirkliche Verständnis der persischen Geschichte bis auf die Gegenwart pflegt an dieser falschen Anschauung zu scheitern.

Der Osten des Hochlandes zerfällt bekanntlich in einen nördlichen Teil, Awghānistān, und einen südlichen, **Balučistan**. Im letzteren ist die Bevölkerung noch heute überwiegend anarisch; die iranischen Balūchen sind erst vor einem halben Jahrtausend von Kirman her eingewandert. Die Urbevölkerung, die noch heute den Südosten des Landes in ungestörtem Besitze hat, sind die „olivgrünen“ Brāhūi, mit einer Sprache, die man zu den drawidischen zählt, die aber auch mit der letzten bekannten Entartungsform des Elamischen aus der Achamanidenzeit ihre Beziehungen hat. Wir haben es vielleicht noch mit einer alten Überlieferung zu tun, wenn die Brāhūi angeben, sie stammen aus *Halab*; heute denkt man dabei freilich an Haleb-Aleppo-Χαλδων in Syrien, aber wir wissen, daß viele islamische Völker sich Mühe geben, irgend eine arabische Abkunft nachweisen zu können. Wir werden später sehen, daß *Hallap* (*Hallab*) der Name des Hauptstammes der südelamischen Einwandererschicht ist, von dem auch der Name des Landes (*Halla-p-ir-ti*, *Halpirti*, *Hapirti*) herrührt. Zwar haben wir anzunehmen, daß die Hallap ursprünglich ein hellhäutiges Volk waren; nachdem sie aber dem Lande ihren Namen gegeben hatten, was mindestens um 1200 v. Chr. belegbar ist, und mit der Urbevölkerung sich gemischt und ihre Sprache durchgesetzt hatten, dürfen wir uns natürlich nicht wundern, wenn wir 3000 Jahre später bei Verwandten und vielleicht Abkömmlingen der Urbevölkerung eine Berufung auf das Land „Halab“ vorfinden. Tatsächlich ist das Personalpronomen im Brāhūi geradezu das gleiche wie im Elamischen, übrigens auch wie in den anderen „Drawida“-Sprachen; das Genetiv-Affix *na* des Brāhūi aber begegnet uns auch in der Sprache der elamischen Übersetzung der Achamanidentexte. Wir können diesen Ausläufer des Elamischen am besten bereits als *Ḫōzī* bezeichnen, denn es kann kaum zweifelhaft sein, daß die unter diesem Namen noch um 1000 n. Chr. gesprochene Sprache ihre Weiterentwicklung bedeutet, bei der Abschleifungen und Verfall der alten Syntax nur noch weiter gegangen sein dürften.

Mitteilungen d. Anthropol. Gesellsch. in Wien, Bd. XXXVI, 1916.

38

Noch heute heißt das Land Huzistān oder richtiger Hōzistān, während der gleiche alte Name auch in dem der Stadt Ahwāz¹⁾ erhalten ist. In der Achamanidenzeit lautete der Name des Volkes iranisch Hwājija, wobei aber, wie sich aus der damaligen elamischen Rechtschreibung ergibt, das *j* als stimmloser Laut, als eine Art lindes *č* anzunehmen ist. Die Hellenen geben fremdes *č* zu dieser Zeit mit ihrem *θ* wieder, das also noch der ähnlichste Laut gewesen sein muß — etwa postdentales *ts*? —, und da sie weder *H* noch *w* ausdrücken konnten, schrieben sie den Namen, mit der einheimischen Pluralendung *-op* versehen, als Αἰθιοπες, in Anlehnung an αἰθω (vgl. die Sage von Phaethon) und Wörter wie αἰωψ. Die Hellenen kennen in alter Zeit nur diese (östlichen) Αἰθιοπες, deren Namen man später auf die gleichfalls dunkelhäutigen Afrikaner übertrug, da man sich seine Bedeutung auf griechisch als „wie verbrannt aussehend“ zurecht gelegt hatte. Die alten Könige der Αἰθιοπες, wie Μεννων und Κηφευς, regieren aber noch in der Susiana, in Elam²⁾. Und mit dem gleichen Namen Αἰθιοπες bezeichnete man auch die Bewohner von Balūčistān, die Vorfahren der heutigen Brāhūī.

Der übliche iranische Name für die letzteren ist *Tarja*, ihr Land heißt Tūrān, die Einwohner des Landes sind die Turanier, wie die Iranier die Einwohner von Iran sind, das seinen Namen (Erān, Airjān) von den Ariern erhielt. Es ist also ein völliger Irrtum unserer Erdkunde, wenn sie neben dem „Hochlande von Iran“ von dem „Tieflande von Turan“ spricht und damit Turkestan meint. Eine Zusammenstellung „Turan oder Turkestan“ wäre so berechtigt wie „Uckermark oder Ukraine“. Und doch ist diese Zusammenstellung nicht auf die Rechnung unserer Geographen zu setzen, sondern der Irrtum ist durch den größten persischen Dichter, durch Firdousī, verschuldet, der zu seiner Zeit, um 1000 n. Chr., in den (turanischen) Feinden der Iranier die Türken erblickte. In Wahrheit ist Tūrān ein vollkommen geschichtliches Land, dessen Hauptstadt Qōsḍar noch heute südlich von Kēlāt in Balūčistān liegt. Die Griechen kennen das Land unter der indischen Bezeichnung Γαδρωσις oder Κεδρωσις (*kadru* = braun), das Land der Dunkelfarbigen. — Mehr im Westen, in den an Kirman angrenzenden Bergen, saßen die Parika, deren Land also **Parikān* hieß; seine Bewohner sind den Hellenen als Παρικανιοι bekannt, und nach dem Awesta zu schließen, galt es bei den arischen Saken am Hamūnsee als eine unverzeihliche Sünde, sich mit den Weibern der Parika einzulassen, die aber doch ihre milden Reize gehabt zu haben scheinen, denn aus ihnen ist später die freundliche Gestalt der Pāri entstanden, die zwar auch männlich auftreten, bei denen aber das Weib im Schrifttume und den volksmäßigen Überlieferungen im Vordergrund steht. Noch immer aber stehen die Dichter vor der Frage, ob denn eine Ehe zwischen (arischen) Männern und Pāris überhaupt denkbar sei, nur daß jetzt die Pāri zu einer Art Halb-göttin geworden ist.

Südlich von den Parika saßen an der Küste die *Maka* oder *Makara*, die bereits in der Bagistan-Inschrift des großen Dareios erwähnt werden und deren Land noch heute als *Makurān* bekannt ist. Stephanos von Byzantion nennt es Μακρυνη. Hero-

¹⁾ Etwa 85 km südlich von Schuschter am Kuran. Der Name der alten Stadt war *Labadudu*, nach einem Aramäerstamme, später *Lapato*, Bēth-Lāpāt; daneben erhob sich dann *Hōzistān-wāčār*, arab. (*Sūq al*) *Ahwāz*. Vgl. dazu Marquart, Eranšahr, S. 145 ff.

²⁾ Von Memnon ist ausdrücklich überliefert, daß er die Burg von Susa erbaute. Kepheus aber ist der Eponymos der Kephenen. Herodotos (VII, 61) meint, das sei der frühere Name der Perser, nach Hellanikos (vgl. auch Strabon C. 42) sind es die Χαλδαιοι, d. h. die Kaldäer am pers. Golf. Zu der persischen Tracht des Kepheus und der Andromeda auf griechischen Vasen vgl. Memnon, Bd. I, S. 76.

dotos kennt das Volk als Μυχαί; da sie aber bei Strabon Μαχαί heißen, wird bei Herodotos wohl eine Verwechslung vorliegen mit Namen jener halb fabelhaften Stämme, die den Indern als *Aśwamakha* (d. h. Roßgesichter)³⁾ und ähnliche bekannt sind. Gerade Stephanos kennt Μυχαί aus Hekataios, und die Worte *ἐκ Μυχῶν ἐς Ἀραξὶν ποταμὸν* bezeugen wohl, daß diese „Müken“ dort zu suchen sind, wo auch die Inder ihre *Aśwamūkha* ansetzten, in der Gegend der Rāsa, Rāha, d. h. des Ἀραξίης, der auch *Ιαξαρτίης* heißt. Nach der Beschreibung des Pferdekopfschmuckes⁴⁾ der Αἰθιοπες bei Herodotos VII, 70, wäre es aber auch möglich, daß solche Μυχαί den Μαχαί noch benachbarter gewesen wären. Daß die Griechen ein Volk der „Makaren“ als „Selige“ empfinden mußten, liegt auf der Hand, und so kann eine *Μαχαίων νησος* ein Vorbild abgegeben haben für die „Inseln der Seligen“, wie es andererseits sehr möglich ist, daß die Makraner bei den Griechen auch als *Μαχροβιοί*, als „langlebende“ Αἰθιοπες, auftraten: das wäre die elamische Pluralform mit iranischer Endung, *Makra-b-ija.

Makrān und Tūrān werden gewöhnlich zusammen genannt (vgl. Marquart, *Erānšahr*, S. 31) und beide sind noch heute, wie der gesamte Südrand Irans, von dunkelhäutiger Bevölkerung bewohnt. Im Osten reicht diese auch nach Awghanistan hinein und, abgesehen von der jungen Einwanderung der Balūčen, ist das heute nach ihnen benannte Land niemals iranisch gewesen.

Wie notwendig die Vorwegnahme dieser Dinge ist, ergibt sich wohl unter anderem daraus, daß man die Lehrmeinung aufgestellt hatte, die Menschenrassen seien eigentlich nur zwei an Zahl, die man die äthiopische und die turanische nannte. Wir haben eben gesehen, daß Turanier und Äthiopen das gleiche sind⁵⁾.

Aber auch *Awghānistān* ist kein iranisches Gebiet im heutigen Sinne. Die Urbevölkerung dürfte im wesentlichen die gleiche gewesen sein wie in Balūčistān. Es sind aber zwei arische Völker eingewandert, die Inder und die Saken.

Von der indischen Geschichte war bis vor kurzem das älteste erreichbare Datum die Regierung des Čandragupta bzw. das Erscheinen der Makedonen 326 v. Chr., in gewissem Sinne vielleicht die Regierung des großen Dareios, nur daß wir über dessen Beziehungen zu dem uns heute als „Indien“ geläufigen Lande nichts Bestimmtes wissen. Zu seiner Zeit sitzen die Inder noch immer auch in *Awghānistān*, von wo aus sie nach Indien gelangten. Es ist Hermann Brunnhofer der Nachweis zu verdanken, daß in diesem Lande und seiner Nachbarschaft sich im wesentlichen auch die im *R̥gwēda* erwähnten Kämpfe abspielten. Das ergab sich aus der Vergleichung zunächst der Namen der erwähnten Völkerschaften mit den bei den Hellenen für

³⁾ Vgl. die Hippoprosopen (d. h. Roßgesichter) im *Periplus des Erythräischen Meeres* (herausgeg. von Fabricius, S. 107 und 164).

⁴⁾ Die enge Beziehung zum Rosse deutet auf Nordvölker und, wenn es Arier sind, auf Saken. Wilhelm van Freygang (*Briefven over den Kaukasus*, Amsterdam 1817, S. 47) spricht von den *paardenkoppen* auf den Palissaden der Mauern bei den (sakischen) Osseten. Moritz Wagner (*Reise nach Persien*, Leipzig 1852, I, S. 272) erlebte noch ein Roßopfer, bei dem das Roßhaupt abgeschnitten wurde; der Opferer war ein „Armenier“. Vgl. auch OLZ 1910, Sp. 35 unten.

⁵⁾ Marquart (a. a. O. S. 157) schreibt:

„Ich schmeichle mir aber keineswegs mit der Hoffnung, daß nun im Laufe des nächsten Menschenalters der unglückselige Begriff einer „turanischen“ Rasse, der durch seine Falschheit und Unbestimmtheit so viel Unheil angerichtet hat, aus unseren Handbüchern der Geschichte und Ethnographie allmählich verschwinden werde. Im Gegenteil, bei dem immer weiteren Umsichgreifen englischer Halb- und Oberflächlichkeit in Deutschland ist zu befürchten, daß derselbe eher wegen seiner Unfaßbarkeit bei dem dem Denken abholden Publikum sich noch größere Beliebtheit erringen wird.“

Darf ich den schreibenden Leser daran erinnern, daß Marquarts prächtiges Werk keinen Vermerk enthält, daß „Nachdruck verboten“ sei?

Awghānistān und seine Nachbarschaft überlieferten. Die Paṇi sind die Παῖνοι, die Śrñjaja die Ζαρραγγαί, die Mṛdha die Μαρδοί⁶⁾; zu den Anawa vgl. man Αναβων χώρα, ein Teil von Harēwa — Ἀρεία, Śiwa = Σίβοι, Drbhika = Δερβίχχαι, und so wird man nicht umhin können, die Pārthawa auf die Παρθοί — Παρθυαίοι zu deuten. Die Kaśjapa sind die *Κασσιόπες, wie wir ihren Namen nach dem der Κασσιόπη und der elamischen Pluralbildung anzusetzen haben, die Kassé der Assürer, die Κοσσαιοί, Κισσιοί, Κασπιοί, Κασπειροί der Hellenen. Die Jādawa spiegeln sich als Ιαταοί, und so ist noch eine erhebliche Reihe von Stammesnamen zu beachten, die Brunnhofer in beiden Quellen wieder findet. Aus all dem ergibt sich aber, daß die Saraswati des Ṛgwēda die Harahwati der Iranier ist, der Ἀραχωτός der Griechen, der mit seinen Nebenflüssen das alte Siebenstromland der *Sapta Sindhawaḥ* (iran. *Hapta Hindawa*) bewässerte. Man wird ihn sicherlich auch einfach als „Strom“ (iran. *hinduś*, ind. *sindhuś*) bezeichnet haben, und wir müssen uns erinnern, daß wir ja noch heute das Volk als Hindu oder Inder bezeichnen, d. h. mit der iranischen Form des Namens — Ἰνδοί ist ja eigentlich mit Spiritus asper zu lesen, ist aber in falscher Lesung ins Lateinische übergegangen. Im Lande Harahwatiś — Ἀραχωσία dürfte das Volk der Inder zuerst seinen Namen erhalten haben, und der Name *Harahwatiś* ist wohl indischer Herkunft und später nach iranischen Lautgesetzen umgestaltet worden. Es scheint der gleiche Name zu sein, den die Assürer um 740 in der Form *Arakuttu* als Landnamen aufführen. Das ließe auf einen gleichnamigen Fluß schließen, der nach der Lage des Landes kaum ein anderer sein könnte als der heutige Sefīd Rūd (oder Kizil Üzen). Um die gleiche Zeit kennen die Assürer auch einen Fürsten, der den indisch klingenden Namen *Ramateja* führt und dessen Dynastie sich noch unter Sarrukin erhalten hatte. Das könnte darauf deuten, daß die Inder auf ihrer Wanderung über die Gegend des heutigen Tährān sich vorgeschoben hätten, wo vorher die Kaspier saßen, und in dieser Zeit bestünde die Möglichkeit, daß die Inder kaspische Götterkulte und — Namen übernommen hätten. In diesem Falle wäre z. B. Gott *Sūrija* ein Abkömmling des kaspischen *Sūrijaś*, dessen Name echt kaspisch ist (vgl. *Pūrijaś*, *mirijaś*), während eine dem indischen *sūrija* entsprechende Form bei keinem anderen arischen Volke vorhanden ist. Die Form aber ist das Entscheidende bei der Frage nach dem Alter des Namens, und sie ist nur indisch, nicht einmal indoiranisch, geschweige gemeinarisch oder urarisch. Es ist also anzunehmen, daß die Inder diese Namenform erst auf asiatischem Boden entwickelt haben, und dabei dürfte der kaspische Name seine Rolle gespielt haben. Der Aufenthalt im kaspischen Gebiete könnte uns also eine Etappe der indischen Wanderung und damit deren Richtung belegen, wenn wir das heute noch nötig hätten, d. h. wenn wir nicht aus Hugo Wincklers verblüffendem Funde von Boghazköj wüßten, daß die Inder um 1400 ungefähr in Armenien saßen, also über Azärbäijān gewandert sein müssen.

Das ist also der eine Teil der alten Bevölkerung Awghānistāns: die arischen Inder über einer dunkelhäutigen Urbevölkerung. Wann die Inder aus Awghānistān endgültig verschwunden sind, entzieht sich unserem Wissen⁷⁾. Noch heute ragen nordwestlich von Kabul die bekannten „Kolosse von Bāmiān“ als letzter Nachklang

⁶⁾ Für Rgweda VI, 25, 9, hat Brunnhofer (Arische Urzeit, S. 26) bereits angenommen, daß sich die *S(a)parda* der Keilinschriften als *Sprdha* spiegeln und hat (S. 73) auch die Stelle I, 174, 5 ebenso erklärt.

⁷⁾ ZDMG XXI (1867), S. 14 (Trumpp): „Daß die Afghānen erst im 12. Jahrhundert und insbesondere gegen das Ende des 15. Jahrhunderts nach dem Deraġāt, Kabul und Peschawer vorgedrungen sind, ist eine wohlbekannte Tatsache.“

indischer Kunst auf awghanischem Boden des Hochlandes. Das östliche Awghānistān ist ja das Inderland Gandhāra, in dem sich die denkwürdige Verbindung indischer Kunst mit der hellenisch-sakischen vollzog. Auf die Geschichte dieser Zeit näher einzugehen, wäre freilich noch unmöglich, was wohl durch die Tatsache genügend erläutert wird, daß man für den Ansatz der Regierungszeit des Sakenkönigs Kaniška zwischen der Mitte des ersten und dem Ende des dritten nachchristlichen Jahrhunderts schwankt. Sicher ist nur, daß damals das Indertum im östlichen Awghānistān unter sakischer Herrschaft stand, und damit dürfte wohl das Hinausdrängen der Inder oder ihr stilles Aufgezehrtwerden begonnen haben. Wie weit die Inder hier aber heute ethnisch ganz verschwunden seien, darüber würde man streiten können: sicher ist, daß die vorarische Urbevölkerung in diesem Sinne noch heute nicht ausgerottet ist, und die Reste der arischen Inder würden sich von den Awghanen ja noch weniger unterscheiden können als die Dunkelhäutigen. Aber auch in der Sprache der Awghanen sind die indischen Bestandteile so stark vertreten, daß man hat schwanken können, ob man das „Paštu“ — die Awghanen selbst nennen sich Paštānen — den iranischen oder den indischen Sprachen zuzuzählen habe.

In Wahrheit gehört der Kern der Sprache offenbar weder zu den einen noch zu den anderen, wenn er auch von beiden und daneben von anderen Sprachen völlig überwuchert ist, seit der Zeit des Islams auch noch vom Arabischen. Im übrigen ist das Paštu Schriftsprache und hat sein eigenes Schrifttum und seine zum Teil hervorragenden Dichter, in jüngster Zeit besteht sogar eine Übersetzungsliteratur, die den Paštānen wissenschaftliche europäische Werke über Medizin, Kriegskunst und Technik zugänglich zu machen sucht, in Gestalt von Universitätslehrbüchern. Die bisherige wissenschaftliche Erforschung der Sprache ist aber noch immer nicht weit genug gediehen, daß sie uns Aufschluß über das geschichtliche Werden des heutigen Paštu geben könnte, es hebt sich noch kein fester Kern heraus als Grundlage des eigentlich Awghanischen, an das sich das Fremde angesetzt hat. Zu Erkenntnissen in dieser Richtung, wie sie die Geschichtsforschung nicht minder braucht als die Völkerkunde, müssen wir von anderen Gesichtspunkten ausgehen. Es hat sich allmählich ergeben, daß die Sprachen aller arischen Völker von Südrußland an über den Kaukasus und von Turkestan bis nach Awghānistān eine besondere, durch bestimmte Erscheinungen gekennzeichnete Sprachgruppe abgeben, die wir als **sakische** neben die iranische und indische zu stellen haben. Man wird vielleicht sagen können, daß die Sonderentwicklung des Sakischen, dem z. B. das heutige Ossetisch⁹⁾ im Kaukasus und die Pamir-Mundarten angehören, mit der Trennung der Völker, die die späteren Iranier bildeten, von den in Europa zurück gebliebenen begonnen habe, so daß die iranische Wanderung die Gesamtmasse erst so zu sagen in „asiatische“ und „europäische“ Iranier zerlegt hätte. Indessen die Einwanderung der Saken in die noch heute nach ihnen benannte Landschaft Seirstān (Sakastān) muß in so frühe Zeit fallen, daß von der Trennung bis zur Entwicklung der Besonderheiten doch eine zu kurze

⁹⁾ Daß die heutigen „Osseten“ das gleiche Volk sind, das früher als *Albanen*, *Alanen* bekannt war, ist von Bernhard Munkácsi (nach den Forschungen Millers) in Keleti Szemle 1904 (S. 311f.) einwandfrei nachgewiesen. Marquart (a. a. O. S. 117, Anm. 1) spottet über Šahnazarean, der die Albanier mit den Albanesen zu verknüpfen sucht. Ich weiß nicht, ob Marquart das Albanesische und das Ossetische genügend beherrscht, um hier von der sprachlichen Seite her urteilen zu können. Von der historischen steht diesem Versuche gewiß nichts im Wege, und es würde sich wohl lohnen, die Frage einmal vom anthropologischen Standpunkte zu untersuchen. Nach den mir bekannten Bildern ist die Ähnlichkeit zwischen Albanesen und Osseten eine verblüffende. Schließlich liegt ja der Balkan dem Kaukasus noch etwas näher als die Pyrenäen, über die die Alanen ja auch den Weg gefunden haben.

Frist übrig zu bleiben scheint. Im 8. Jahrhundert tauchen die Iranier an der assyrischen Grenze auf, im 7. folgen ihnen die sakischen *Skučen* (Σκυθαί)⁹⁾, im 6. sind die Saken in Turkestan und offenbar auch in Chörässän und bald darauf auch in Sakastän. Von hier aus haben sie die Inder allmählich nach Kabul und weiter ostwärts hinausgedrängt¹⁰⁾. Sie gerieten zwar unter die Herrschaft der Achamanidenkönige etwa seit 530, scheinen aber stets eine gewisse Selbständigkeit bewahrt zu haben, die sich dann in der Überlieferung von dem sakischen Fürstengeschlechte der Sāme als Markhüter Irāns gegen Tūrān spiegeln würde¹¹⁾. Die Angaben Firdousis darüber

⁹⁾ Das *υ* in älteren griechischen Quellen drückt in allen durch nichtgriechische Texte kontrollierbaren Fällen nur ein *u* aus, niemals ein *ü*; ebenso dient das *θ*, wie wir schon sahen, zum Ausdruck eines *č*, war also „Affrikata“, nicht „Aspirata“. Dafür als Beleg *Ασπαθινής* = *Aspačinah*. Herodotos scheint dafür auch *Τθ* geschrieben zu haben, z. B. in *Τθισπης*, *Τθασις*, *Τθαρος*, worin das *θ* später in *E* verlesen wurde. Ein „*Τθισπης*“ ist gänzlich unmöglich und muß verlesen sein, da der Name nur *Čišpiš* lautet; „*Τθαρος*“ wird, als *Čaros*, sprachlich das Gleiche sein wie *Θαρος* (aus *Θαρος*). Weitere Fälle sind *Θαρυβης*, dessen *Čaru* wohl mit dem ind. Namen *Čaru-datta* zusammen gehört und aus späterer Zeit noch *Χουθι* (= *Huči*, vgl. das oben über *Αθιοπες* Bemerkte) und *Θιναι* = *Cin* oder *Tsin*. Bei Herodotos dürften auch die *Θαμιναι* (als *Cājamāna* des Rgveda?) hierher gehören, vielleicht als *Θαμιναι* zu lesen, da ein *αι* in Ostiran ganz unverständlich erschien. Ein sicheres Beispiel ist der Name der *Σκυθαί*: die Assyrer schreiben *Is-ku-ča-ai* oder *As-ku-ča-ai*, da ihre Silbenschrift sie zwingt, einen Vokal vorzuschlagen. Gerade das Schwanken zwischen *I* und *A* zeigt, daß der Name in Wahrheit nicht vokalisiert anlautete. Daß der König *Partatua* gleich dem *Προτοθυς* bei Herodotos ist, hatte Hugo Winckler (Alt-orientalische Forschungen, II, 104) nachgewiesen. Wir können heute hinzu fügen, daß wirklich *Partatua*, nicht *Bartatua* zu lesen ist, da das Zeichen *BAR* durch *pa + ar* aufgelöst wird. Das *θ* in *Προτοθυς* ist griech. Etymologie, die später noch weiter ging: aus *Προτο* machte man *Πρωτο*, so daß ein „Erster Opferer“ daraus entstand. Auch Namen wie *Ορειθυια*, *Minithyia*, *Θεας* (Sohn des *Βορυσθηνης*!), *Ελαιοθυια* mögen mit herein spielen; auch bliebe die Möglichkeit, daß assyrisches *t* gelegentlich ein *č* ausdrückte, da dieser Laut der Sprache später zu fehlen scheint. Ist *Partatua* der *Προτοθυς*, dann ist auch sein Volk, die *Skuča*, das der *Σκυθαί*.

Diesen Namen hat nun Herodotos fälschlich auf alle Stämme der *Σακαι* übertragen. Wenn man aber bei ihm die Stellen abzieht, in den *Σκυθαί* wirklich nur die *Skučen* bezeichnet, so halten bei ihm die Ausdrücke *Σκυθαί* und *Σακαι* für die gesamte Völkergruppe einander noch so ziemlich die Wage. Erst der lateinische Sprachgebrauch hat für die Folgezeit den Irrtum geschaffen, als hätten wir ein Recht, die ganze Völkergruppe von Gallipoli durch Südrußland, die Kaukasosländer, die Kirgisensteppe, Turkestan bis nach Baluchistan und Indien als „Sküten“ zu bezeichnen, was wo möglich „Schützen“ bedeuten oder mit dem Namen der „Tschuden“ zusammen fallen sollte. Die assyrischen Texte sagen unmißverständlich aus, daß die *Skučen* nur ein Stamm der Völkergruppe waren, die in allen anderen Quellen als Saken bekannt sind. Auch von den *Skučen* ist aber wieder nur ein Teil nach Asien gewandert, und so blieb der Name auch in Europa erhalten.

Die Gruppe der Saken ist durchaus parallel zu stellen mit denen der Inder, Iranier und Germanen, und der Ausdruck „nordarisch“, der ihnen diese Stellung ja eigentlich schon einräumt, schafft nur neue Mißverständnisse, weil „arisch“ hier wieder im Sinne von „indoiranisch“ gebraucht ist.

¹⁰⁾ Das Vordringen der Saken wird noch durch den Namen *Siwistān* für das Land östlich von Pišin (nach Pottingers Karte von 1814) belegt: „*Siwistān*“ ist die jüngste Entartung von „*Seistān*“; auch der Name der Ortschaft *Segai* in Pišin könnte zu diesem Namen zu stellen sein.

¹¹⁾ Der Hauptheld der Saken am Hamun ist Sāma Krsaspa, den ich in meiner „Iranischen Überlieferung“ (S. 120–173, 251–269) ausführlich behandelt habe. Sein Hauptvertreter bei Firdousi ist Rostahm (vgl. meine „Beiträge zur Rostahmsage“). Es ist bezeichnend, daß von diesem Helden und ehemaligen „Halbgotte“ Sakestans das Gleiche erzählt wird, was Herodotos von seinem „Herakles“ in Südrußland zu erzählen weiß (IV, 8–10). In welche Zeit die historischen Urbilder dieser „Markgrafen“ in Sakastan fallen, ist noch unsicher, da vermutlich schon in der Achamanidenzeit dieses Land als Mark gegen Turan eine Rolle spielte. Um den Beginn unserer Era umfaßte Sakastān auch das Gebiet der Sagartier (mit der Hauptstadt Σαρτάλ), hatte sich also wesentlich nach Nordwesten erweitert. In der Sassanidenzeit begegnet uns der Titel *Sakān-Šāh* (Σακανσάα); bei Firdousi sind die Sāme so gut wie selbständig, und es ist nur ihr guter Wille, daß sie dem Könige von Iran untertan bleiben und ihm die Grenze bewachen.

sind im wesentlichen bereits aus dem Awesta zu belegen und haben stark dazu beigetragen, daß man irrtümlicher Weise das Awesta in „Ostiran“ entstehen ließ. Ihre Fortsetzung fanden diese sakischen Gebiete nach Norden in Turkestan und vermutlich in den Gebieten nördlich des Kaspisees. Von hier aus sind sakische Mythen und Göttergestalten zu den Turkvölkern gekommen (der Drache Ešderha, Ζαλμοξις = Jalmaus, der Karbaluk u. a. m.) und von hier aus rückten auch wohl immer wieder neue Nachschübe nach Süden. Den wichtigsten Aufschwung nahm hier das Saken-tum unter den Parthern, die, selbst ein iranischer Stamm, mit den sakischen Dahern und Parnern verschmolzen, Iran wieder eroberten und unter der Herrschaft des sakischen Geschlechtes der Aršakiden auch ihre halbsakische Sprache¹²⁾ amtlich über Iran ausbreiteten. Aus dieser „Pahlawi“-Zeit rühren die seitdem im Persischen aufkommenden zahlreichen sakischen Wörter her, die wir noch im heutigen Neupersischen feststellen können: das Hauptkennzeichen des Sakischen ist eine eigentümliche Konsonantenumstellung (Metathesis), der wir auch im Awghanischen begegnen.

Sie tritt uns schon im Namen¹³⁾ der Awghanen selbst entgegen, der um 681 n. Chr. bereits in der Form *Afghan* überliefert ist, neben der aber noch im 18. Jahrhundert die Form *Aghuan*, *Agvan* erhalten ist. Letztere darf wohl als die ursprünglichere gelten, während die Schreibung mit *f* als entschieden falsch abzulehnen ist. Das *gh* geht — wie im Armenischen — auf ein älteres *l* zurück und der Name entspricht dem der Αλβανοί oder Alanen im Kaukasusgebiete, deren Name auch als Αυλανοί überliefert sein soll. Wir werden also kaum anders schließen können, als daß die Saken von Sakastān ursprünglich in dem Gebiete nördlich des Kaukasus saßen und von da aus am Nordrande des Kaspisees entlang nach Turkestan gelangten, wozu auch stimmt, daß in den Turfan-Texten das gleiche anarische Komitativsuffix — *šil* — auftauchte, das den Kaukasussprachen eigentümlich ist und das auch die Inder in Armenien angenommen hatten, vermutlich aus dem Mitanni, wie der Fund von Boghazköj an die Hand gibt. Die Alwanen (arm. Aghwank) heißen auch *Aran*, Αριανοί, und diese beiden Namen klingen so nahe an einander an, daß die Vermutung immer nahe lag, *Alwān* sei nur eine Verdrehung aus (*Aljan =) *Arjān*, die ja unter dem Einflusse fremdsprachlicher Völker zustande gekommen sein kann. Das Land Arān (Arrān, Aghwān) lag südlich vom Kaukasos am Kaspisee und ist zweifellos das *Arijanām wējah* des Awesta, das Land, aus dem die Iranier nach ihrer eigenen Überlieferung kamen und gekommen sein mußten, als sie nach Azärbäijān einwanderten. Man steht also vor einem Rätsel, wenn man bei Marquart (Erānšahr, S. 117) liest, es sei „ein unbegreiflicher, noch von Karl Geldner (Grundriß f. iran. Phil., II, 38) wiederholter Salto mortale“ der Iranisten, wenn sie Αριαννα, d. i. Arrān = Albanien mit dem Lande *Arijanām wējah* des Awesta gleich setzen. Bartholomae im Altiranischen Wörterbuche (Sp. 1313—1314) führt aus: „Nach Bundahišn 29, 12 grenzt *Erān Wēj* an *Āturpatakān* (*pa kustak i Āturpatakān*). Es ist nicht zu bestimmen (!), wohin man es verlegt hat. Der Gedanke an *Arrān* (heute *Karabagh* in Armenien, in dem großen Bogen des *Aras*), der zuletzt von Darmesteter (Le Zend-Avesta 2, 5, Sacred Books of the East 4², 2, 3,

¹²⁾ *sermo inter Scythicum Medicumque medius et utrimque mixtus* (Justinus 41, 2) vgl. dazu auch meine Iran. Überl. S. 93f., 113, 115f., 125—128. Ein Aufsatz, in dem „Der parthische Einschlag im Neupersischen“ eingehender behandelt wird, soll demnächst an anderem Orte erscheinen.

¹³⁾ Ebenso in *Bahl* (neben *Bahl*), *Zārafšān* (Ζαριφασπασ), *Gürten* (neben *Gulrun*) in *Badghis*, *Tārḥān* (vgl. *Tāhrān*) *Čarh* (in Chōrāssān und bei Ghazni, im Awesta noch *Čahra*. Über die Gleichung *Alwan* = *Aghwan* = *Arjan* vgl. Brunnhofer, Vom Pontus bis zum Indus, S. 151, und dagegen Marquart (a. a. O. S. 117). Die Mémoires von Saint-Martin, die Marquart anführt, waren mir nicht zugänglich; enthielten sie stofflich Neues, so würde Marquart sich das wohl nicht haben entgehen lassen.

und Geldner, Grundriß II, 38 vertreten wird — sieh auch Justi, Preuß. Jahrbücher 88, 61 —, ist schließlich doch ja nur der unmöglichen Gleichsetzung von *Arrān* mit *Arjan* zu danken¹⁴⁾. Diese Gleichsetzung, die für Bartholomae eigentlich der einzige Gegengrund sein müßte, ist also für Marquart nicht nur möglich, sondern unumstößlich, so weit es sich um das Sprachliche handelt; dabei berücksichtigt er nicht einmal, was der von ihm selbst erwähnte Brunnhofer (Vom Pontus bis zum Indus) auf S. 152 als Erklärung anführt; wer statt *arajah*, wie der Schlachtruf indisch lautet, „*alawah*“ ruft, ist ein Nichtinder, ein *Mlēc̥cha* — in unserem Falle offenbar ein *Sake*. Marquart führt selbst an (nach Pseudo-Apollodoros), daß die *Αριανοι* ein *ἔθνος προσεχές τοῖς Καδουσίαις* sind, während Bartholomae nachweist, daß *Arijanām wējah* an *Azārbāijan* (*Āturpātakān*) angrenzt, wo ja die Kadusier wohnen. Kurz, die Gleichung ist auch sachlich so zweifellos, wie wir es nur wünschen können. Wenn Marquart (a. a. O.) Albanien als ein „jederzeit eminent unarisches Land“ bezeichnet, „was durch die von Strabon mitgeteilten Sitten der Bewohner vollauf bestätigt“ werde, so ist darauf zu entgegnen: 1. ist das „jederzeit“ auf wenige Jahrhunderte zu beschränken, und wenn die Arier früher dort saßen, später aber in Iran, so dürfen wir sie später nicht mehr in Albanien suchen. 2. Es ist auch für die wenigen Jahrhunderte ganz unhaltbar, daß dort keine Arier ihre arische Sprache gesprochen hatten, denn „Albanien“ hat ja nach Marquart selbst von ihnen seinen Namen erhalten. 3. Die bei Strabon mitgeteilten Sitten sind nicht im geringsten unarisch, sprechen vielmehr stark dafür, daß wir es mit Saken zu tun haben¹⁵⁾.

Diese Saken sind freilich auch weiter nach Osten gewandert, vermutlich bis nach Semirjetschensk¹⁶⁾, wo sie Nachbarn der Tschinesen wurden, und von Turkestan auch südwärts. Es ist also kein Wunder, wenn wir Alanen und Aorsen auch im Osten antreffen, sind doch erstere von der Völkerwanderung auch bis Gallien und Spanien gespült worden. An eine Herleitung der Sakenvölker aus dem Osten, von wo sie bis Südrußland erst später gekommen wären, ist gar nicht zu denken. Alle arischen Wanderungen in Asien gehen nach Osten (und Süden): die indische, die iranische (im Einzelnen die persische, medische, parthische, die balučische), die sakische (Skutschen, Alwanen, Awghanen usw.) und ebenso die phrygische,

¹⁴⁾ Schreibung und Sperrung rühren von mir her.

¹⁵⁾ Wir wollen noch nachtragen, daß in der fraglichen Awestastelle (*Widēwāt* 1, in 1, 3, sich die Glosse vorfindet, daß in *Arijanām Wējah* 10 Wintermonate und 2 Sommermonate seien. Phantasten haben daraus auf eine Erinnerung an ehemalige Herkunft der Arier vom Nordpole geschlossen — der Nordpol als Völkerheimat, weil sich dort die Erde am frühesten abkühlte bis zur Erträglichkeit für Menschen. Marquart (a. a. O. S. 155 unten) setzt deshalb das Land nach Hwarizm, als dem kältesten Lande am Oxus, einem der kältesten Gebiete von Iran. Nun berichtet aber Spencer (in Karl Kochs Hausbibliothek für Länder- und Völkerkunde, Bd. V, S. 40), daß im Swanetengebiet, das früher zum Teil alanisch-ossetisch war, der Winter 8 9 Monate dauere. Gleiches dürfte wohl noch von anderen Kaukasusgebieten gelten, ja selbst die „große Karawanenstraße“ von Hamadan nach Bagdad soll stellenweise 9 Monate verschneit sein. Zudem wissen wir nicht einmal, ob nicht die Überlieferung den Monat zu 27 Nächten rechnete, und $10 \times 27 = 9 \times 30$. Mit dem Volke aber ist doch auch der Name gewandert, und das alte Eranweј braucht noch gar nicht an Adārbāijan angrenzt zu haben, während uns der Name doch die Wanderungsrichtung andeuten kann.

Über die *Widēwāt*stelle habe ich einstweilen S. 28f. meiner Iranischen Überlieferung gehandelt; sie ist in dem bisher üblichen Sinne überhaupt nicht verwendbar, da sie in sehr junger Zeit vollständig überarbeitet, erweitert und verändert worden ist. Zu einer Verlegung von *Arijanām Wējah* nach Hwarizm bietet sie nicht den geringsten Anlaß.

¹⁶⁾ Über Funde aus diesem Gebiete vgl. Henry Lansdell, *Russisch-Zentral-Asien*, Deutsche Ausgabe von Wobeser (1885), Bd. I, S. 115. Über den neuerlichen Schatzfund von Kotschkar darf ich auf Strzygowski, „*Altai-Iran und Völkerwanderung*“, S. 105, verweisen.

armenische und ebenso zweifellos die „tocharische“, während die in Europa frei werdenden Gebiete von Finnen, Türken und ihren Verwandten besetzt werden.

Von den arischen Wanderungen ist nur die jüngste nördlich des Kaspisees nach Osten gegangen, nämlich die sakische, und zwar handelt es sich hier schwerlich um eine einzige abgeschlossene Wanderung, vielmehr um ein vermutlich viele Jahrhunderte dauerndes Strömen und Drängen, in das wohl auch andere Völker mit hinein gerissen wurden, etwa Kelten¹⁷⁾ und Germanen, die den abrückenden Saken nach Südrußland nachdrängten. Im Ganzen aber liegt vom Nordrande des Schwarzen Meeres bis an die Grenzen Indiens eine geschlossene arische Völkermasse vor, die als „Saken“ von allen Nachbarn als Einheit empfunden wurde und selbst bei den Tschinesen als *Sak* bekannt war (Marquart, *Eranšahr*, S. 156). O. Franke, der eine Lesung *Sök* für wahrscheinlich hält, äußert sich (3 Jahre nach Marquart) abschließend: „Über die Identität des Namens *Sök* und *Sacae* oder *Šaka* kann mithin nicht der geringste Zweifel bestehen.“ (Abhandl. d. königl. preuß. Akad. d. W. 1904, O. Franke, zur Kenntnis der Türkvölker usw., S. 47.) Es ist ebenso eine ethnische wie offenbar auch anthropologische und vor allem kulturgeschichtliche Einheit, und auf der anderen Seite auch wieder eine sprachliche, die sich durch besondere Erscheinungen von der iranischen nicht minder abhebt als die indische, es ist eine neue Gruppe der arischen („indogermanischen“) Völker. — Auf die sprachlichen Einzelheiten des Nachweises, daß die östlichen Saken mit den westlichen eine besondere Völkereinheit bilden, die der iranischen in unserem heutigen Sinne an die Seite zu stellen ist, können wir hier nicht eingehen. Dagegen sei hier wenigstens kurz darauf aufmerksam gemacht, daß noch heute in manchem Völkerstamme Turkestans das arische Blut sehr deutlich hervortritt. Damit wird noch in vieler Hinsicht stark zu rechnen sein.

Wir haben gesehen, daß Ostiran, abgesehen von der dunkelhäutigen Urbevölkerung, die in den Brähūi noch heute erhalten ist, von Indern und Saken bewohnt war, nicht aber von Iraniern, und zwar bis auf den heutigen Tag nicht, denn die persisch redenden Tājik in Herāt und anderwärts in Awghānistān und Turkestān sind eine bunt zusammen gesetzte Mischbevölkerung, die nur mehr oder minder persische Kultur und Sprache angenommen hat, in der aber der iranische Bestandteil sehr schwach vertreten ist. Sie bilden eine Art Sklavenbevölkerung, eine verachtete Kaste, selbst wo sie sich zu Wohlstand und zu oft höherer Bildung aufgeschwungen haben als die Awghanen oder, wie diese sich selbst nennen, die Paštānen. Auch über diesen Namen noch wenige Worte: es wird nicht zu umgehen sein, daß man ihn mit dem der Πακταῖες des Herodotos zusammen stellt, in dem das κ vor τ an die Stelle eines χ trat wie in Βακτρια. Der griechische Name belegt uns also ein Volk der „Pahtua“, und der heutige Name Paštu hat die Form Pahtu neben sich, die indischen Awghanen nennen sich Pathanen — es ist wohl müßig, die Gleichheit des Namens Πακταῖες und Pahtu immer wieder in Zweifel zu ziehen.

Die Paštānen sind ihrem Kerne nach die Nachkommen der sakischen Stämme Westawghanistans. Sie sind durch die Stürme der Mongolen in die Gebirge getrieben worden, hatten im 10. Jahrhundert den Islam noch nicht angenommen, tauchten aber bald darauf wieder auf, eroberten Dilhi und später Persien, verloren es aber wieder, bis 1747 Ahmed Schah Durrani das noch heute bestehende Staatswesen begründete. Was wir über ihr Aussehen, ihre Stammesverfassung, ihre Volkseigenart und ihre

¹⁷⁾ Über die Namen der Σαγγοι und Τσακωσάες bei Ptolomaïos VI, 14, 9, hat sich wohl schon mancher den Kopf zerbrochen!

Geschichte wissen, läßt keinen anderen Schluß zu, als daß wir auch in ihrer Sprache den stark hervor tretenden sakischen Bestandteil für den eigentlichen Kern zu halten haben.

Und doch rührt der Name Iran, *Αριανή*, gerade aus den östlichen Teilen des Hochlandes her. Strabon bezeichnet mit diesem Namen das heutige Awghanistan und Chörässān, und vermutlich ist der Name mit der Parther-Herrschaft auch auf den Westen übertragen worden. Ist der Name *Aghwān*, *Alwān* eine Verschleifung aus *Arjān*, dann werden wir uns darüber nicht weiter wundern und nur den Schluß daraus ziehen können, daß außer den Indern und Iranern sich aber auch die Saken als „Arier“ bezeichneten, denn Irān, älter Erān, ist aus dem Gen. Plur. des Wortes *Arija* entstanden. Dieser Schluß wird aber weiter gestützt dadurch, daß die sakischen Osseten im Kaukasos sich noch heute als „Irōn“ bezeichnen und daß die sakischen Eigennamen in Europa den Namen bildenden Bestandteil *Arija-* öfters, und zwar stets an erster Stelle, aufweisen, z. B. *Αριαπειθης*, *Αριαντας*, wohl auch *Αριπαρνης*, *Αριβαος* (vgl. *Μεθριδατης* aus **Μεθριδατης*) und in Sogdiana *Αριμαζης*. Das ist auch für die „Arier“-Frage von Wichtigkeit, denn die Saken bilden in jeder Beziehung eine Art Bindeglied zwischen Iranern und Germanen¹⁸⁾, und so mag die neuerliche Aufstellung Meringers, daß auch Namen wie *Ariowistus* die Rassenbezeichnung „Arier“ voraus setzen lassen, dadurch eine weitere Stütze gewinnen.

So haben wir denn anläßlich der Besprechung des Namens Iran bereits den östlichen Teil des Hochlandes nach seinen Bevölkerungsschichten besprochen und wenden uns jetzt dem westlichen zu, dessen Hauptteil auch unter dem Namen Irāk bekannt ist. Auch dieser Name ist gleicher Herkunft und bezeichnet auch im babylonischen Tieflande das Gebiet, das zur Sassanidenzeit fester Besitz der Iranier war, mit der Hauptstadt „Ktesiphon“, einheimisch wohl Kasipōn (vgl. Hugo Winckler, *Altorient. Forsch.* II, S. 512).

Für den **Westen** setzen sich unsere Kenntnisse wesentlich anders zusammen und reichen in weit frühere Zeiten hinauf. Die heutigen Herren des Landes sind hier die Türken. Es handelt sich dabei nicht nur um die Herrschersippe, hinter der Dynastie steht vielmehr der ganze Türkenstamm der Kaĵaren und neben ihm die Awšaren und andere, deren Gebiete über das ganze Sultanat verstreut sind und deren Bedeutung auch in Farsistān, der eigentlichen Persis, ziemlich groß ist. In Azärbäijān aber ist auch die Landessprache türkisch, und das geschlossene Türkengebiet reicht im Süden bis Hamadān und Kermānšāhān. Daß die städtische Bevölkerung neben dem Azärbäijān-Türkischen auch persisch spricht, ändert doch nichts daran, daß nur die Türkenhauptstadt Tährān selbst und neuerdings, durch die Sommerfrischen, die nördliche Nachbarschaft iranisiert worden ist. Neben der Hauptstadt gilt auch Kazwīn als persisch bzw. iranisch. Man kann also sagen, daß das Gebiet der Meder heute türkische Bevölkerung hat, bis auf den östlicheren Teil, wo, z. B. in Kāšān, noch heute medische Sprache gesprochen wird, im Gegensatz z. B. zu Šīrāz, wo man persisch spricht. Die Schriftsprache ist eine Mischung von Persisch, Medisch, Par-

¹⁸⁾ Herm. Hirt, *Die Indogermanen*, I, 127, betont die Kluft zwischen Germanisch und Baltisch-Slawisch. Ich habe aus dem Ossetischen den Eindruck, daß das Sakische „stammbäumlich“ enge zu dem Nordgermanischen gehört, nach Wortschatz und Wortbedeutung, und daß die Unterschiede wesentlich durch die Palatalisierung einerseits, die germanische Lautverschiebung andererseits geschaffen und durch die geschichtliche Entwicklung vertieft und verbreitert wurden. Für die Zeit nach dem 5. vorchristl. Jahrhundert scheint mir das Iranische durch das Sakische besser mit dem Germanischen verbunden zu werden als mit dem Slawischen, das seinerseits vielmehr dem Iranischen selbst näher stehen dürfte.

thisch, überwuchert von arabischen und türkischen Wörtern und seit alter Zeit stark unarisch in ihrem gesamten Charakter. Sie hat unter semitischem Einflusse gestanden und vielleicht noch mehr unter dem der vorarischen Bevölkerung. Neben dem „Persischen“ steht in verschiedenen Mundarten das Kurdische, dessen Bedeutung stark im Zunehmen begriffen scheint.

Für die alte Zeit kennen wir nur die drei Stämme der Māda, Parsa und Parthowa¹⁹⁾ mit ihren Unterabteilungen, und es scheint, als ob „Parsa“ nur die Abkürzung einer mundartlichen Nebenform Parsawa neben Parthawa wäre. Wir finden das von den Assyrern als „Parsua“ (nicht Barsua!) geschriebene Volk ursprünglich nordwestlich von den Mādai, und es wäre leicht möglich, daß sich von ihm vorher die Parther abgesondert hätten, vielleicht dadurch, daß die Māda, als später einwandernd, den alten Zusammenhang durchbrochen hätten. Die Einwanderung²⁰⁾ erfolgte zweifellos über den Kaukasos, vermutlich am Kaspisee entlang, wie die später folgende der Gamir (Gimirai, Κίμμεριαι), d. h. der arischen Armenier und der ihnen folgenden sakischen Skučen unter Partatua um 670 und wie voraussichtlich auch die vorangegangene indische Wanderung, die vielleicht schon um 1700 die Inder über den Kaukasos führte. Die Zeit der iranischen Wanderung liegt vor der Mitte des 9. Jahrhunderts, ist aber von der indischen getrennt, wie sich aus starken kulturellen Verschiedenheiten ergibt. So kennen die Inder die Hose²¹⁾ nicht, die Iranier aber nicht den Streit-

¹⁹⁾ So ist der Name altpersisch zu lesen. Ein Volk der „Baktrer“ hat es nie gegeben; die Βακτριαι sind die Einwohner der Stadt Βακτρα, die Βακτριανοι sind die Einwohner des nach den Baktriern benannten Landes. Daß sie jemals Iranier mit iranischer Sprache gewesen seien, ist durch nichts zu belegen und völlig unwahrscheinlich. Bisher sind im ganzen Nordosten nur Saken nachweisbar und von einer Herkunft des Awesta aus diesen Gegenden kann gar keine Rede sein. Die Sprache des Awesta ist unzweifelhaft nordiranisch, d. h. medisch.

²⁰⁾ Auch Hermann Hirt, Die Indogermanen, I, S. 118, hält diesen Weg nicht nur für sehr wahrscheinlich, sondern für den einzig möglichen; das ist darum zu beachten, weil sein Buch schon 1905 erschien, während Hugo Wincklers erste Fahrt nach Boghazköj 1906 fällt. Den Wandel in der Anschauung hat nicht der Fund von Boghazköj gebracht, der gerade für Winckler die herbste Enttäuschung bedeute, sondern die Funde in Südrubland in Verbindung mit der Erschließung des Ossetischen, Vorgänge, die gerade für Winckler und seinen Kreis nicht vorhanden waren. Latyschew, Miller, Stackelberg, Marquart und Munkácsi sind es hauptsächlich gewesen, die hier die neuen Erkenntnisse vorbereitet haben. Dagegen ist die Tätigkeit Hermann Brunnhofs, der lange vor Wincklers Funde die arischen Inder aus Armenien kommen ließ, von dem Vorhandensein einer Keilschriftforschung aber — wie fast alle Indianisten — keine Kenntnis nahm, fast wirkungslos geblieben. Dieser Teil unserer „Geschichte der Forschung“ ist ein schlagender Beleg dafür, wie zusammenhanglos wir gearbeitet haben auf Gebieten, die so wie so von ungenügenden Kräften beackert wurden. Das zusammenfassende Fach, eine wirkliche Geschichte des alten Orients, läßt sich nun einmal nicht durch eine Reihe von Einzelphilologien ersetzen, die immer zusammenhanglose Stücke bleiben müssen und das Schlagwort „Grenzgebiete“ erzeugt haben. Geschichte als Wissenschaft ist Universalgeschichte, und für diese wäre ein Begriff „Grenzgebiete“ eine Unmöglichkeit.

²¹⁾ In Wahrheit handelt es sich um die gesamte, aus Mütze, Ärmeljacke, Hose und Stiefel bestehende Tracht, die den Iraniern mit den Saken gemeinsam ist, an die sich dann im Westen Germanen, Kelten und Phryger anschließen. Vor dem Aufkommen dieser Tracht hatten sich von der Hauptmasse der Arier die Inder, Hellenen und Italiker losgelöst, die man als „Sandalen-Völker“ bezeichnen könnte. Statt der Hose und der Schuhe trugen sie metallene Knöchelringe in Reihen über einander und ebenso Reihen von Armringen, deren Anlegen den Ärmel ausschließt. Natürlich ist der Metallschmuck ein Vorrecht der Wohlhabenden und wird allmählich zum „Adelsabzeichen“. Vgl. W. M. Müller (in OLZ 1909, Sp. 382), der irrtümlich „Die Fußspange als Adelsabzeichen bei den Semiten“ auffaßt. Sie ist kennzeichnend für die Inder, und da auch die *Marja*(-*na*) der Mitani-Könige Inder sind, so wird von ihnen her diese Sitte sich bei den „syrischen Rittern“ der ägyptischen Bildwerke erhalten haben. Semitisch ist dieser Gebrauch nicht: bei den Semiten ist die Fußspange nur Weiberschmuck. Dagegen tritt sie in älteren griechischen und italischen Darstellungen als zweifelloses Adelsabzeichen auf, das z. B.

wagen, sie sind Reiter, die Inder Fahrer. Spiegels „arische Periode“, die wir heute als indo-iranische, vielleicht als „indo-iranisch-sakische“ bezeichnen müßten und an der auch die Armenier beteiligt scheinen, ist also auf europäischen Boden zu verlegen. Diesen Umschwung der Anschauungen verdanken wir einerseits den Keilinschriften, andererseits der Erschließung des Begriffes „Sakisch“ durch die Vergleichung der südrussischen Inschriften aus Olbia und anderen Griechenstädten mit der Sprache der Osseten. Zu Spiegels Zeit stand die Frage offen, ob die Osseten eine durch die Sassaniden aus Iranern gebildete Militärgrenze darstellten²²⁾ oder ob sie als besonderes Volk auf der Wanderung über den Kaukasos nördlich und südlich desselben hängen geblieben seien. In letzterem Falle war bewiesen, daß der Kaukasos, wie Herodotos es vermeldet, von den Skučen überschritten wurde und das Hindurchwandern ganzer Völker gestattete²³⁾, was man nicht recht für möglich hielt. Darum ließ man, beeinflusst auch von der alten Hypothese der asiatischen Urheimat, die Inder und Iranier ostwärts um den Kaspisee herum ziehen, so daß die Iranier erst über Turkestan in ihre späteren Gebiete gekommen wären. Man hielt auch noch daran fest, als die assyrischen Texte in Verbindung mit der Geographie Irans es verboten. Der Fund von Boghazköj, der uns die Inder in Armenien nachweist, in Verbindung mit der Erkenntnis, daß die Osseten nicht aus Iran stammen, sowie die Tatsache, daß die Iranier auf dem Hochlande sich in geschichtlicher Zeit immer weiter nach Osten schieben, das Bekanntwerden der nach dem Osten und Süden abgedrängten dunkelhäutigen Bevölkerung, der Nachweis des Sakentums im östlichen Teile des Hochlandes und andere Gründe mehr machen heute die alte Annahme zu einer vollständigen Unmöglichkeit. Die Geographie von Azärbäiġān gibt an die Hand, daß den Einwanderern von Nordwesten her nur zwei Möglichkeiten des Weiterrückens blieben, über Tährān nach dem Osten oder über Hamadān oder in den Zagrostälern in der Richtung nach dem Persischen Golfe. Dazwischen breitet

Achilleus, Troilos, Theseus, freilich auch die Amazonenfürstinnen tragen. Überaus zahlreich sind die Fuß- und Armringe in den sogenannten „Ossetengräbern“ gefunden worden, sie reichen ja aber auch in Deutschland bis weit in die Zeit der „neuen Tracht“ herein. Dafür lesen wir aber bei Spencer (Kochs Hausbibliothek, Bd. V, S. 40) von den heute im alten Ossetenlande sitzenden Swaneten: „Anstatt der Schuhe waren die Sohlen der sonst nackten Füße mit Sandalen aus ungegerbtem Leder gemacht und mit Riemen nach oben zusammen geschnürt, versehen“ — das in einem Lande mit 9 Wintermonaten! — Bezeichnender Weise ist der Streitwagen bei Altgriechen, Indern und Ägyptern bekannt. Das Bindeglied sind die Hettiter, von denen er vermutlich zu allen dreien gekommen ist; so haben uns Ilias und Mahābhāratam ein Stück „Amarnakultur“ erhalten. Schon bei den Assyriern dient der ehemalige Streitwagen mehr als Jagdfahrzeug, und die persischen Sichelwagen sind eher unseren Panzerautomobilen vergleichbar.

²²⁾ Diese Iranier würden dann wohl in den Albanern aufgegangen sein, und zwar in den östlichen. Nun sollen gerade die Ost-Osseten sich *Iron* nennen. (Munkácsi in Keleti Szemle V (1904), S. 313).

²³⁾ Sehr lehrreich ist es, welche Mühe die Sassanidenkönige sich gaben, den Durchgang zwischen dem Kaukasos und dem Kaspisee den Nordvölkern zu verlegen. Eine Ansicht von Därbānd im Jahre 1796 findet man bei Eichwald, Periplus des Caspischen Meeres (1834), wo in Tabula I auch ein Plan dieser Befestigungen und der gesamten „Kaukasischen Mauer“ gegeben ist. Danach wäre die Anlage gegen 20 km lang. Ein Bild von Därbānd, das 1681 in Dappers Beschreibung des Königreiches Persien gegeben ist, wird dadurch als in großen Zügen verläßlich erwiesen. Über die Geschichte der Befestigungen vergleiche man Eichwald (a. a. O. S. 122 f.). Bezeichnend ist, daß fast alle Friedensschlüsse zwischen Römern und Sassaniden ausbedingen, daß die ersteren ungeheure Summen zahlen zur Erhaltung dieser Schutzwehren, die tatsächlich beiden Reichen zu Gute kamen, war doch unter Hosrow I. ein Hunnenstamm bis nach Kilikien eingebrochen. Aber noch 1280 drohten die Mongolen von Kiptschak, die Befestigungen zu übersteigen. Man hätte sicherlich nie die ungeheuren Kosten aufgebracht, wenn man sich nicht bewußt gewesen wäre, daß man hier eine wichtige Völkerstraße sperrte. Es ist dieselbe, durch die nach Herodotos (I, 104) die Kimmerier und Skutschen nach Asien gekommen waren.

sich die Kāwīr aus, die Sven von Hedin uns so anschaulich vor Augen gerückt hat. Für das gesamte Verständnis der persischen Geschichte ist zu beachten, was Prellberg (Persien, S. 86) in die Worte kleidet: „Es fehlte dort der feste Kern der Bevölkerung, da das Land ein Oasenland war und ist, in welchem überall die bewohnten Gebiete durch Steppen von einander geschieden werden.“ Diese Steppen weisen dem Viehzüchter den allein möglichen Weg an: ein „wanderndes“ Volk kann sich nur dadurch weiter schieben, daß es seinen weidenden Herden folgt, sonst verhungert es mit ihnen. Und wahrscheinlich haben sich in dieser Weise die Parsua, von Westen her durch die Assürer bedrängt, während im Osten die zu Königtümern erstarkten Mada nicht nachgaben, zwischen 750 und 650 in ihre späteren Sitze hinein geschoben. Es ist nämlich kaum ein Zweifel mehr möglich, daß der Name *Parsa* ebenso aus *Parsawa* (assurisch *Par-su-a* geschrieben) verkürzt ist wie *Partha* aus *Parthawa* (vgl. *Παρθωα*, *Παρθωασι*) — vgl. meine Iranische Überlieferung, S. 89 f. Der Hauptstrom ging nach jenem Teile von Elam, wo früher die Stadt Ančan gelegen hatte, nach der sich die alten elamischen Herrscher Könige von Ančan und Šušun (Susa) genannt hatten. Das ergibt sich daraus, daß der erste Achamanidenkönig Čišpiš den Titel „König von Ančan“ annahm. Erst Kuruš II. nennt sich König von Parsa, nachdem er im Kampfe gegen Astuwega II. das ganze Volk vereinigt hatte, das inzwischen auch das nachmalige Fars in Besitz genommen hatte. Vielleicht war Čišpiš als Sohn des Hachamaniš von den Assüern auf dieses Land Ančan hingewiesen worden, das er zu deren Vorteile gegen die Meder besetzen sollte. Auf jeden Fall aber erfolgte die Einwanderung der Parsa von Nordwesten her, wobei man immer bedenken möge, daß ihre Zahl sehr gering sein mußte, denn sie wanderten durch und in lauter Gebiete, die bereits von einer kulturell höher stehenden Vorbevölkerung besetzt waren.

Wenden wir uns nun der letzteren zu, so müssen wir vor allem mit dem Blumenbachschen Begriffe einer kaukasischen Rasse aufräumen, da wir diese Bezeichnung für einen anderen Begriff brauchen. Daß die Völker des Kaukasos ihren Sprachen nach unter einander enge verwandt sein würden, war eine Vermutung, die bereits in der Luft lag, als 1895 das Werk von R. v. Erckert erschien: „Die Sprachen des kaukasischen Stammes“. Dieses in neuerer Zeit oft sehr geschmähte Werk hat doch das große Verdienst, durch Proben von möglichst allen in Betracht kommenden Sprachen den Nachweis geliefert zu haben, daß alle unter einander verwandt sind, daß sie einen weit verzweigten, wenngleich längst auf ein enges Gebiet zusammen gedrängten besonderen Sprachstamm bilden, der von allen benachbarten sich scharf und eigenartig abhebt. Und es hat ermöglicht, daß wir nun längst ausgestorbene Sprachen des grauen und grauesten Altertums diesem kaukasischen Sprachstamme zuweisen können. Ergänzend traten dazu die Beobachtungen F. v. Luschans, daß in den Gebieten dieses Sprachstammes noch heute auch eine eigenartige überhochschädliche Rasse mit eigenartigem Profil zu finden ist, von der wir annehmen müssen, daß sie die Trägerin jenes kaukasischen Sprachstammes war, und die man daher als „kaukasische Rasse“ bezeichnet hat. Dieser Begriff hat also mit dem so wie so unmöglichen Blumenbachs nichts zu tun. Die Sprachen des Altertums, die dem kaukasischen Sprachstamme zuzuweisen sind, lassen sich nach der Stellung der Wörter in der Genetivkonstruktion einstweilen in eine östliche und eine westliche Gruppe zerlegen. Die letztere stellt das „im Genetive stehende“ Wort voran; dazu gehört das Mitanni und das Chaldische (Urarthische). Ob auch das Arzapi (Arşaja, Arşawa?) dazu zu stellen sei und mit ihm vielleicht das Hattische (Hettitische),

wollen wir später erörtern. Die endgültige Zuweisung dieser beiden Sprachen wird doch erst erfolgen können, wenn die in Keilschrift geschriebenen Texte der Hettiterkönige von Boghazköj veröffentlicht vorliegen werden. Für unseren Gegenstand beschäftigen uns nur die beiden unter einander verwandten Sprachen, die den Genetiv nachstellen. Es sind das die beiden Sprachen, deren Zugehörige ehemals die Gebiete der Meder und Perser inne hatten und die wir als Elamier zusammen fassen können: die Kaspier²⁴⁾ im Norden und die Hapirti im Süden. Die nordelamischen Mundarten sind uns bisher nicht aus eigenen Texten bekannt, obgleich wir das Vorhandensein solcher aus lexikographischen Arbeiten der Babylonier erschließen können, deren Reste uns erhalten sind. Unsere hauptsächliche Quelle bilden aber bisher die Namen von Göttern, Personen, Stämmen, Ländern, Flüssen, Bergen und Städten, aus denen die nahe Verwandtschaft mit dem Südelamischen²⁵⁾ erhellt bis zu dem Grade, daß wir mindestens zwei Lautgesetze mit Sicherheit aufstellen und sogar eine mundartliche Scheidung im Nordelamischen anbahnen können. Die beiden Gesetze lauten: der Norden hat *a*, wo der Süden ein *u* aufweist, das in jüngerer Form in *i* übergeht, und im Kaspischen steht *l* für sonstiges *r*. Auch ein Drittes scheint so ziemlich sicher zu sein, daß nämlich südelamischem *r* als Singularsuffix des Nomens im Kaspischen ein *š* gegenüber steht. Daraus ergäbe sich dann auch der Beweis für die Nachstellung des Genetivs, wenn im Kaspischen an Stelle des (fehlenden!) *r*-Suffixes ein *š* auftritt, das der Assürer, der den Genetiv nachstellt ohne Suffix, für die Endung des genetivisch stehenden Namens halten mußte. In allen altkaukasischen Sprachen entsteht der Genetiv durch Antreten des Numerus-Suffixes des *regens* an das *rectum*, einerlei, welches vor beiden voran steht.

Die altsüdelamische Sprache²⁶⁾ reicht in sehr frühes Altertum zurück. Aus Bändär-Bušähr haben wir das Bruchstück eines noch in Strichschrift, der Vorgängerin der Keilschrift, geschriebenen elamischen Textes, offenbar einer Bauinschrift, auf einem Backsteine. Aus der Zeit des babylonischen Königs Naram-Sin, der gewöhnlich um 2600 gesetzt wird und der jedenfalls nicht viel später fallen kann, folgt dann ein Friedensvertrag, den Naram-Sin mit dem damaligen König von Elam schloß. Neben diesen Texten aber besitzen wir neuerdings auch andere, die in einer noch unentzifferten Strichschrift, und solche, die in einer aus ihr entstandenen Keilschrift abgefaßt sind. Sie sind vermutlich noch älter als die entzifferten Texte und scheinen gleichfalls in elamischer Sprache abgefaßt zu sein. Die elamische Kultur ist übrigens ebenso wie die semitisch-babylonische und ziemlich gleichzeitig mit ihr aus der sumerischen entstanden, und wir haben einen Beleg, daß man um 1100 v. Chr. auch in Elam noch sumerisch verstand. Ja, man kann wohl sagen, daß das südliche Elam überhaupt das eigentliche Sumeriergebiet war, Südbabylonien nur ein Ableger. —

²⁴⁾ Über die *Kaspier* vgl. meinen Aufsatz im Memnon Bd. IV, S. 22, und meinen „Zagros und seine Völker“ (Der Alte Orient, 9. Jahrgang, Heft 3/4).

²⁵⁾ Diese ist auch der Hauptgrund für die Annahme der Nachstellung des Genetivs gewesen; aus der „Rassamschen Königsliste“ (Delitzsch, Die Sprache der Kossäer, S. 20–21) ergibt sie sich nicht, da Namen wie *Simbar-Šipak*, *Meli-Šipak*, *Nazi-Šipak* zweifellos keine Genetive, vielmehr Kurzformen sind — die akkadische Übersetzung ist sehr ungenau (vgl. meinen Aufsatz „Die elamische Sprachforschung“ im Memnon Bd. IV, 1910, S. 23–24). Doch bitte ich, meine beiden Aufsätze über *Karduniaš* in OLZ 1906 und 1915 und OLZ 1914, Sp. 156f. (über *BIT-Karzija-š-ku*), zu vergleichen; ein weiterer Fall, *DUR-katti-me*, soll später, wohl auch in OLZ, behandelt werden.

²⁶⁾ Vgl. meine „Sprache Elams“ (86. Jahresbericht der Schles. Gesellsch. f. vaterländische Kultur, Breslau 1908), sowie den Aufsatz im Memnon Bd. IV und meine „Einheimischen Quellen zur Geschichte Elams (1916)“, wo auch die Literatur zusammen gestellt ist.

Von dieser alten Zeit an hat die elamische Sprache bis mindestens zum Jahre 1000 n. Chr. gelebt, vermutlich noch länger, denn es scheint, daß die Stämme Luristāns erst vor wenigen Jahrhunderten die neupersische Schriftsprache annahmen, bis dahin aber ihre eigene nichtiranische Sprache festhielten, denn, worauf Oskar Mann aufmerksam machte, sie haben keine Mundart. Das Elamische hat also rund 4000 Jahre bestanden und in dieser Zeit natürlich mannigfache Veränderungen durchgemacht. In einer neuen Blütezeit des Reiches, etwa von 1250—1050, schrieb man zwar noch altelamisch, aber man sieht aus verunglückten Schreibungen und archaisierenden Bestrebungen, daß man damit nur eine bereits ausgestorbene Sprache künstlich festhielt. Bald darauf geht man dazu über, den neuen Sprachformen Rechnung zu tragen, und als um 520 die Perser von neuem elamische Übersetzungen ihrer Texte schufen, da war die Sprache bereits innerlich so verfallen, daß wir von dieser Zeit an wohl einen neuen Abschnitt machen und das Hōzī²⁷⁾ beginnen lassen müssen, das uns leider bisher durch keinerlei weitere Texte bekannt ist. In solchen starken Veränderungen der Sprache haben wir grundsätzlich ein Merkmal des Bevölkerungswechsels zu erblicken. Daß auch im alten Elam die Bevölkerung sich nicht immer gleich geblieben ist, wäre an sich wohl selbstverständlich, auch wenn wir keine Anhaltspunkte dafür hätten. Nun zieht sich aber durch die Nachrichten über Elam die Unterscheidung zweier Völker, die freilich auch durch einen Mythos getragen wird, den von Memnon dem „Aithiopen“ und dem ihm gegenüber weiß zu denkenden Tithonos (dem jungen Könige der schwarzen Inseln [in 1001 Nacht] und dem Schwarzen, um des Willen ihm seine Gattin untreu wird). Aber auch das Heer, das Memnon gegen Troia führt, besteht aus Ἀθιοπες und Σουσιανοί; im Apadāna zu Susa finden wir schwarze und weiße Garden, und die Gesichtszüge der letzteren sind ebenso wie die der Schwarzen und völlig verschieden von denen zu Persepolis. Und auch die Assyrer stellen in ihren Reliefs zwei ganz verschiedene Typen der Bevölkerung Elams dar, eine kleine schwächliche, mit dünnem Barte und wulstigen Lippen, krausem Haare, und eine stattlichere mit vollem Barte und langem Haare, das in einen Zopf geflochten ist. Die letzteren entsprechen offenbar dem Typus, der in den einheimischen Reliefs gleichfalls mit dem Zopfe und Barte auftritt, der Rasse, der die Königsfamilie und der Adel angehören. Die dunkelhäutige Bevölkerung sitzt heute noch im Lande, nämlich in der heißen Ebene, in der der Weiße es nicht aushält. Die hellhäutigen Einwanderer saßen in alter Zeit offenbar in den Bergen und sind später in der neuen Schichte der iranischen Eroberer aufgegangen. Sie sind ersichtlich die Träger der elamischen Sprache und Kultur. Es ist aber anzunehmen, daß diese *Hallap*, wie wir die alte Namenform anzusetzen haben, im Süden immer wieder der Rasse der schwarzen Eingeborenen erlagen, und daß nur durch immer neues Nachrücken nördlicherer Stämme die Eigenheit und Kulturkraft des Volkes erhalten wurde. Daß das der Fall war, ergibt sich aus folgendem: Etwa seit dem 18. Jahrhundert haben die Kaspier, die aus dem Norden kamen, Elam beherrscht, was nicht ohne Besetzung des Landes möglich war, und erst um 1300 ward Elam wieder frei und nahm einen hohen Aufschwung, aber mit Šilhak-Inšušinak scheint sich schon ein innerer Niedergang vorzubereiten, und unter seinem Sohne Hulte-lutiš-Inšušinak wird das Reich durch

²⁷⁾ Über das Hōzī bemerkte schon Fr. v. Spiegel (S. 753 des III. Bandes seiner *Altertumskunde*): „Unsere Gewährsmänner versichern uns, daß dieselbe [das Hōzī] weder hebräisch, noch syrisch, noch auch persisch sei, und da wir wissen, daß früher gerade in Susiana eine anarische Bevölkerung sesshaft war, so liegt die Vermutung nahe, daß ein Rest dieser alten Bevölkerung seine Sprache bis in die Zeit der Sassaniden bewahrt habe.“

Nabukudrossor I. von Babel niedergeworfen. Als es aber wieder aufersteht, finden wir eine neue Schriftform und eine neue Sprache, und das Schwergewicht ist merklich nach dem Nordwesten verschoben. In der Achamanidenzeit taucht dann die alte volle Form des Namens *Halla-p-ir-ti* wieder auf, die wir als nördlichere Form aus dem Namen der Staaten Kar-Halla, Hälli-pi und dem Volksnamen der Halla-p-ri kennen. (Mit der Hypothese Scheils, der Name sei statt Halla-pir-ti vielmehr Halla-tam-ti zu lesen, rechne ich an anderem Orte²⁸⁾ ab.) Der Vorgang, der sich mit den Hapirti abspielte, ist natürlich auch bei den Persern nicht ausgeblieben: Das Tiefland ist unbewohnbar für nördlichere Völker und wird es immer bleiben, die Urrasse schlägt stets wieder durch. Und dadurch entsteht ein dauerndes Schwanken von jähem Aufstiege, sobald kräftigere Nordvölker einwandern, und schnellem Verfall, wenn sie vom Klima wieder aufgezehrt sind.

Auf diese Vorbevölkerung, die wir für den Westen Irans wohl am besten als elamische bezeichnen, lagert sich seit dem 9. Jahrhundert vor unserer Era, vielleicht auch schon etwas früher, die Schichte der **arischen Einwanderer**, deren zwei Hauptstämme, die Mada und Parsa, nun in der Herrschaft die Nachfolger der Kaspier und Hapirti wurden. Ein Eingehen auf die Einzelheiten der politischen Geschichte gehört wohl nicht an diesen Ort, doch werden wir das Folgende heraus zu heben haben.

Die Mada treten uns zuerst unter einer Reihe von Burgherren entgegen und dürften an Zahl recht schwach gewesen sein. Es ist eine dünne Erobererschichte, die die Macht im Lande wohl mehr den Resten indischer Gaufürsten als eigentlich kaspischen Geschlechtern abnahm. Solch ein Inder ist offenbar der um 740 erwähnte Ramateja von Araziaš (am Älwänd), dem es gelungen war, eine Dynastie zu gründen, die noch 715 nach ihm genannt wird; Sarrukin spricht von dem oberen Kanale von Aranzešu und dem unteren Kanale von Bit-Ramateja. Der Name des Fürsten erinnert stark an den Verfasser des berühmten Rätselliedes im Rgweda *Māmateja* und ist keine iranische, sondern eine ausgesprochen indische Namenform. Wir werden anzunehmen haben, daß die Bevölkerung des Landes bereits durch indisches Blut so weit arisiert war, daß sich die Einwanderer aus den Unterworfenen heraus verstärken konnten, und daß damit eine weit gehende Blutmischung eingeleitet wurde. Sie schuf wohl die genügende Zahl zuverlässiger Untertanen, die dann die Bildung größerer Machtbereiche ermöglichte. Die Burgherren werden zu Königen, und aus über 20 „Königreichen“ entwickelt sich dann unter dem Drucke Assurs und beschleunigt durch den Sakeneinfall das spätere Reich von Hagmatāna, das durch Hwaššatara I.²⁹⁾ sich seine Großmachtstellung erkämpft. Bezeichnend für das Emporkommen der Iranier ist ihr Eindringen in die alten Königsgeschlechter. König Dalta von Hällipi hat neben seinem Sohne Nibe einen zweiten mit dem iranischen Namen *Ispabara*, offenbar Sohn einer iranischen Mutter. Nabukudrossors Gattin ist eine medische Prinzessin, die des Assurbanapal wohl eine persische. Desgleichen scheinen Iranier als Krieger und Befehlshaber in den Dienst der alten Reiche Vorderasiens getreten zu sein — die Verhältnisse erinnern stark an die Zeiten der germanischen Völkerwanderung: das Blut der nachmaligen Eroberer kämpft gegen diese für den Schutz der alten Herrlichkeit.

Schwager und Feldherr Assurbanapals soll Haḫāmaniš gewesen sein, der Vater des Čišpiš, der das persische Königreich Ančan (vermutlich im Seimeretale) begründete, der Ahnherr der Achamaniden, denen es um 550 gelang, zum ersten Male das gesamte

²⁸⁾ Vgl. den Anhang zu meinen Einheimischen Quellen zur Geschichte Elams.

²⁹⁾ Vgl. OLZ 1915, Sp. 33ff., und die zugehörigen, in 1916 Sp. 41 zusammen gefaßten Aufsätze.

Iranierum zu einem großen Reiche zusammen zu fassen, das bald zum Weltreiche seiner Zeit wurde. Es trug den Keim des Verfalles schon darum in sich, weil die Zahl der iranischen Bevölkerung viel zu klein war, um solche Herrschaft für die Dauer aufrecht zu erhalten³⁰⁾.

Ein Blick auf die Bevölkerung des heutigen Sultanates Persien zeigt uns, daß die eigentlich iranischen Menschen in diesem Lande stark aufgezehrt sind. Nur im eigentlichen Fars, in den Bergen des Südens und in manchen Kurdenstämmen lebt noch das iranische Blut stark genug, daß man von iranischer Bevölkerung sprechen kann. Sogar blonde Bevölkerung von arischem Schlage soll sich vereinzelt noch finden, zumal zwischen Širāz und Isfahān. Aber auch im Süden sitzen neben den Persern Turkstämme und stellen den gebildeteren Teil der nichtstädtischen Einwohner dar. Im ganzen wird man sagen können, daß Persien heute im Norden Bewohner altai-scher Rasse hat, während im Süden das kaukasische Blut der Urbevölkerung kräftig wieder durchgeschlagen ist, von arischer Mischbevölkerung streifen-artig durchzogen.

II.

Wir haben unsere bisherigen Ausführungen wesentlich auf **sprachliche** Gründe gestützt. Das ist nichts Ungewöhnliches; es ist für den Historiker das Übliche und Selbstverständliche gewesen, die Zugehörigkeit der Völker zu einem größeren Ganzen nach der Sprache zu bestimmen. Gegen solches Verfahren ist aber schon seit Jahrzehnten der Einwand erhoben worden, daß die Sprache ja etwas Erlernbares, nichts Angeborenes sei, und daß die Geschichte ja selbst überliefere, wie ganze Völker die Sprache anderer angenommen haben. Abgesehen von Beispielen wie dem der Bulgaren oder der Rumänen und den vielen Fällen, wo die Sprachen von Völkerresten durch eine mächtigere Sprache aufgesogen worden sind, verwies man besonders gerne auf die Inder, die trotz ihrer arischen Sprache doch so ganz anders als die europäischen Völker arischer Sprachen aussehen. Ja, ein Ergebnis solcher Gedankengänge war das Ableugnen einer arischen „Rasse“. Auf die verschiedenen Fassungen des Begriffes „Rasse“ wollen wir hier nicht eingehen, die Menschen sind keine Kaninchen, sondern geschichtsfähige Wesen, die mehr oder minder bereits in den Gang der Geschichte herein geraten sind und dadurch eine Ausnahmestellung gegenüber allen anderen Lebewesen inne haben. Schon die Entwicklung des Hirnes mit seinem Sprach- und Denkvermögen und die mit geistiger Beschäftigung verbundene Veränderung der „Physiognomie“ fordern zu der Frage heraus, wie weit das Hirn sich auch den ihm entsprechenden Körper gestalten möge, und unterstreichen damit auch die Gegenfrage, wie weit das Sprachdenkvermögen von der Rassenanlage abhängig sei.

In Wahrheit kennt die Geschichte kein einziges Beispiel dafür, daß ein Volk die Sprache eines anderen angenommen hätte, wenigstens nicht die eines anderen Sprachstammes³¹⁾.

³⁰⁾ Vgl. meinen Aufsatz in der Keleti Szemle II (1901), Die Urbevölkerung Irans.

³¹⁾ Ich schalte gleich hier ein: ohne die angenommene Sprache durchgreifend zu verändern, zumal in ihrem Lautstande und ihrem Satzgefüge. Beispiele aus der Jetztzeit werden darum nicht anführbar sein, weil die „angeborene“ Sprache auch allmählich wieder durchschlagen kann. Das sind Fragen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann und die natürlich noch gründlich zu untersuchen sein werden. Schon heute werden wir aber sagen können, daß „Lautverschiebungen“ durch Rassenmischung hervor

Mitteilungen d. Anthropol. Gesellsch. in Wien, Bd. XXXVI, 1916.

Hier müssen wir etwas weiter ausholen. Wenn wir heute eine fremde Sprache aus Büchern lernen, so bedienen wir uns einer Grammatik, die Lautlehre, Formenlehre und Satzbaulehre enthält, und eines Wörterbuches. Und wollen wir die Sprache nicht sprechen lernen oder haben wir es gar mit einer toten Sprache zu tun, so legen wir kein Gewicht auf Lautlehre und Satzbau, denn mit Formenlehre und Wörterbuch sind wir bereits in der Lage, die fremden Texte zu verstehen. Wir können hinzu fügen, daß diese beiden Teile der Sprachlehre uns auch leichter fallen, und daß uns eine Sprache um so schwerer erscheint, je dürftiger ihre „Formenlehre“ ist und je mehr es auf die Aussprache und auf die Stellung der Wörter im Satze ankommt. Wir beobachten auch umgekehrt, daß es dem Japaner oder Tschi-nesen³²⁾ beinahe unmöglich ist, wirklich deutsch zu lernen, auch wenn er Jahrzehnte hindurch nur deutsche Sprache hört und sich vorzüglich verständigen kann, ja gelegentlich durch gewählte Ausdrucksweise auffällt. Was aber dem Einzelnen unter so günstigen Bedingungen nicht möglich ist, bleibt für ein ganzes Volk schon darum unerreichbar, weil es sich niemals so wie der Einzelne von seiner angestammten Sprache losreißen kann. Wir kommen aber auch nicht um die Annahme herum, daß sich solche „angestammte“ Sprache überhaupt nur dadurch bilden konnte, daß eine übersehbare Menschengruppe, durch lange Zeit von anderen abgetrennt, nur auf einander angewiesen war in jeder Weise des Verkehres, im Gedankenaustausche wie in der Blutmischung. In sprachlicher Richtung mußte dadurch das entstehen, was wir „Sprachstamm“ nennen, und in anthropologischer das, was der Historiker unter „Rasse“ versteht, ohne jede Rücksicht auf die Frage, ob die Angehörigen dieser Gruppe schon vorher biologisch und sprachlich verwandt waren oder nicht. Und umgekehrt gibt die Geschichte an die Hand, daß auf anderem Wege, d. h. anders als durch lange dauernde Abschließung einer Menschengruppe von anderen, sich nie ein Sprachstamm, wohl auch nie eine Rasse im anthropologischen Sinne hätte entwickeln können, denn wir sehen überall in beiden Richtungen einen Ausgleich, eine allmähliche Abstufung, wo verschiedenartige Völker an einander grenzen, nicht nur in anthropologischer, sondern auch in sprachlicher Hinsicht. So ist die Sprache Südwestdeutschlands im wesentlichen nur in der Formenlehre und im Wörterbuche gerufen worden; ich vermute, sie entstehen nicht bei dem entlehrenden Volke, vielmehr bei dem gebenden, daß sich bemüht, die Laute seiner eigenen Sprache in der Lautgebung des entlehrenden nachzubilden und das dabei den Unterschied übertreibt. Ähnlich scheint mir die Sache zu liegen, wenn wir Palatalisierung im Gebiete vorgeschobener Unterkiefer und Hinterzungenlaute im Gebiete zurück tretender Unterkiefer antreffen; auch hier dürfte die Verschiebung durch die anders gebauten Bevölkerungsteile bewirkt werden, die bei ihrer Nachahmung der Mundstellung die Klänge der Artikulationen verändern.

³²⁾ Schon dem Perser scheint es, nach meinen bisherigen Erfahrungen, sehr schwer zu fallen, wirklich Deutsch zu lernen, während ihm das Französische syntaktisch viel leichter wird und seine Sprachbegabung anerkannt vorzüglich ist. Aber auch umgekehrt scheint das theoretisch so leichte Neupersisch dem Deutschen gar nicht so leicht zu werden, wenn er die Sprache wirklich sprechen soll. Wir dürfen hier nicht übersehen, daß zur oberflächlichen Verständigung beinahe schon der Wortschatz auszureichen pflegt, z. B. im Deutschen ohne jede Flexion, wenn nur das Substantiv durch Artikel oder Endung eine Numerus-Bezeichnung erhält. Wir können aber auch im deutschen Sprachgebiete innerhalb der gleichen Untermundart kein gleichmäßiges Sprachgefühl für die Schriftsprache finden. Der Einzelne spricht seine besondere Sprache, schreibt seinen eigenen Stil, und man kann auch die deutsche Schriftsprache als geborener „Deutscher“ mehr oder minder kaukasisch oder altaisch, romanisch oder germanisch handhaben. Nur achten wir nicht darauf, weil wir alle diese verschiedenen Ausprägungen, verschieden nach Wortstellung und Satzmusik, ja nach Wortschatz, Formenlehre und vor allem Denkform, noch immer als „deutsch“ empfinden. Auch darin dürfte sich unsere Rassengemischtheit ausdrücken.

germanisch. Die Lautgebung³³⁾, der Verfall der Formenlehre und die Syntax sind überwiegend französisch, in völliger Übereinstimmung mit dem Zurücktreten der Blondheit und ohne Unterschied, ob fränkische oder alamannische Mundart gesprochen wird. Im Gegensatz dazu ist die Flexionsfähigkeit der deutschen Sprache nirgends stärker als in Schlesien und den „ostelbischen“ Gauen der Ostgrenze des Deutschen Reiches, wo voll flektierende Sprachen angrenzen. Zugleich ist die ostdeutsche Lautgebung der slawischen nahe verwandt und ebenso die Bevölkerung in anthropologischer Hinsicht. Überall Ausgleich, Übergänge und — überall ein Durchschlagen der angestammten Sprache, von der die Bevölkerung kein Wort, keine Form mehr kennt.

Gehen wir nach diesen europäischen Erfahrungen nach Indien, so dürfen wir uns durch die ausgesprochen arische Eigenart der Sprache des Rgweda und der älteren Teile der Epen nicht verführen lassen. Noch heute sind die Kafirer blond, und vermutlich waren es auch die wedischen Inder, von denen bisher kein Bild und auch kein Schädel bekannt ist. Dagegen sind die ältesten indischen Kunstwerke (aus der nachalexandrischen Zeit!) mit Tausenden von Relieffköpfen versehen, die vollkommen anarisch sind, und man wird eher auf die Annahme einer Verwandtschaft mit den Sumeriern geführt. Das war die Zeit um 250 vor unserer Era, und die Sprache der Edikte des damaligen König, Asoka sind in einer sehr wenig arisch anmutenden Sprache, einer Art des Pālī, geschrieben. Das klassische Sanskrit der späteren Zeit aber verwendet Formenlehre [— aber in sehr beschränktem Maße —] und Wörterbuch [— aber mit vielen etymologisch nicht einleuchtend deutbaren Wörtern —] der arischen Sprache, dagegen Laute und Syntax einer anarischen. So pflegt es zu geschehen, daß man Sanskrit an der Hand einer Art Bearbeitung der Grammatik des Inders Pāṇini lernt und dann vor der Sprache des Kathāsaritsāgaram steht wie vor einer völlig fremden Sprache: alle die schönen Verbalformen der Grammatik braucht man gar nicht mit wenigen Ausnahmen, der arische Satz aber ist durch ein riesiges Kompositum ersetzt. Solche Sprache schrieb man also im 11. Jahrhundert n. Chr. in Kašmir, im kühlen Norden, wo sich noch am ehesten arisches Blut erhalten haben konnte. Von der folgenden Zeit wollen wir nicht weiter reden: es kommen neue Blütezeiten Indiens, aber unter der Herrschaft von Türken und Mongolen; man könnte also annehmen, daß in den Kämpfen mit den Eroberern das arische Blut in Indien erst so stark geschwächt worden sei, wie wir es heute vorfinden. Es werden auch wirklich die Krieger von damals noch das meiste arische Blut gehabt haben, aber wir sahen, daß es schon ein Jahrtausend früher recht dünn geflossen sein muß. Wie wollen wir uns wundern, wenn die heutigen Bewohner Indiens, deren Sprachen, so weit sie als arisch gelten, so wenig arisches Wesen vertragen — wenn dann die Bewohner auch in gleicher Weise so wenig arisch aussehen.

Ganz Entsprechendes gilt von den ebenfalls oft als Beispiel angeführten Armeniern, die als arisches Volk der phrygischen Gruppe unter dem Namen der (Gimirai, Gomer, Κιμμεριοι) im Anfange des 7. Jahrhunderts v. Chr. den Kaukasus überschritten, während der Armenier von heute dem Europäer oft wie der typischste Jude erscheint. Die Sprachforschung gibt den Aufschluß: das Altarmenische ist noch

³³⁾ Natürlich mit der wesentlichen Einschränkung, daß nur ein Teil der Laute überhaupt vergleichbar ist, und mit der weiteren, daß auch „Französisch“ ein erst genauer zu begrenzender Begriff ist. Für Formenlehre und Syntax erinnere ich nur an alam. „*iha derma nitgse*“ = „ich habe den Mann nicht gesehen“; *sel mawo*, *sel' fruwo*, *sel chindwo* = „der Mann, welcher; die Frau, welche; das Kind, welches“; *ihantidertzit* = „ich habe keine Zeit“, *sgötgo schneie* = „es wird schneien“, mittelhochdeutsch „man ist gebeten“ = man wird gebeten usw.

eine wesentlich arische Sprache, während das Neuarmenische, etwa seit dem 14. Jahrhundert, in die Bahnen der kaukasischen Sprachen einlenkte, unter Beibehaltung des alten Wortschatzes, der freilich schon fast zur Hälfte aus iranischen, sakischen, griechischen und syrischen Lehnwörtern bestand, ergänzt durch kaukasische. Der Vorgang ist offenbar so zu erklären, daß in Armenien das kulturelle oder politische Schwergewicht aus einer arischen Gegend sich nach einer kaukasischen verschoben hatte. Der Volksheld der Altarmenier, ihr vielleicht historischer König Dikran (Դիքրան), wird noch im 5. Jahrhundert (bei Moses von Chorni) als blond beschrieben.

In gleicher Weise läßt sich überall zeigen, wie **Mischvölker** im anthropologischen Sinne auch **Mischsprachen** sprechen, ja man kann geradezu von „Sprachkreuzungen“ reden. Halten wir die vier bereits erwähnten Hauptteile der Sprache fest, auf der einen Seite Formenlehre³⁴⁾ und Wörterbuch, auf der anderen Lautgebung und Satzbau, so erweisen sich die beiden ersteren als ohne weiteres übertragbar. Voran der Wortschatz: wir haben in unserer deutschen Sprache Fremdwörter und Lehnwörter aus den verschiedensten Sprachstämmen; wir behandeln sie einfach, wie wenn sie arische Nomina wären, wir deklinieren sie, was ihnen in der Sprache, aus der sie stammen, nie geschah. Wir bilden „*des Almanachs*“, „*die Hängematten*“, „*das Pfauenauge*“, „*die Pauken*“, „*die Bergamotten*“, und die Herkunft dieser Wörter aus fremden Sprachstämmen stört uns in der Entlehnung nicht im geringsten. Und Entsprechendes gilt von der Formenbildung: man denke nur an unsere Verben auf *-ieren*; es ist ein Zufall, daß diese Endung als lateinische doch noch aus einer arischen Sprache stammt. Man denke weiter an unsere Wörter auf *in*, *on*, *ol* usw. in der Nahrungsmittelchemie und an die Ausdrücke, die in Anlehnung an *Schokolade* gebildet worden sind, deren Vorbild also aus Meschiko stammt. Unverhältnismäßig seltener sind Entlehnung fremder Laute und fremder Syntax, ja sie kommen wohl so gut wie niemals vor — man prüfe nur die Fälle, in denen sie etwa vorzuliegen scheinen, genauer. In Wahrheit ist die Lautgebung gebunden an den Bau der Sprechwerkzeuge, zumal des Ansatzrohres. Vorstehende Lippen bedingen eine Neigung zu Labialisierung, vorstehender Unterkiefer zu Palatalisierung und ein zurück fliehender Unterkiefer fördert die Vermehrung der velaren (gutturalen) Laute. Das gilt in gleicher Weise von Vokalen wie von Konsonanten: das hettitische Schädelprofil ist begleitet von einem Übergange der *a*-Laute in Vokale der Hinterzunge, während der starke Unterkiefer Westeuropas die *a*-Laute in Vorderzungenvokale umgestaltet. Diese Erscheinungen treten besonders dann hervor, wenn bei eingeleiteter Rassenmischung ein Volk sich bemüht, die Sprachlaute des anderen nachzubilden. Dabei entstehen Übertreibungen, die zu sogenannten Lautverschiebungen führen. Solche physiologische Vorgänge, bedingt durch körperliche Veranlagung, liegen aber offenbar auch in der Gestaltung des Denkens, der Denkform, des Satzbaues im weitesten Sinne vor und sind ebenso wie die Laute unübertragbare, angeborene, unveräußerliche Eigenschaften. Diese Unübertragbarkeit kann bis zur Unauffälligkeit überwunden werden, wenn ein Kind ohne seine Eltern in einem für diese fremdsprachigen Lande auf-

³⁴⁾ Unter „Formenlehre“ bitte ich nicht nur die „Flexion“, sondern auch die Wortbildungslehre zu verstehen, auf die beim Unterrichte in arischen Sprachen noch heute so wenig Gewicht gelegt wird und die doch bei richtiger Ausnützung den Unterricht, z. B. im Griechischen und Lateinischen, so sehr erleichtern und das Sprachgefühl vertiefen würde. Bei flexionslosen Sprachen verstehe ich unter „Formenlehre“ eben die Wortbildungslehre, natürlich im weiteren Umfange. Wo auch diese fehlt, fällt es den Angehörigen formenreicher Sprachstämme ungeheuer schwer, die „formlose“ Sprache sich anzueignen und — umgekehrt.

wächst, doch darf man sich für solchen Fall nicht auf das übliche Franzosenkind in Deutschland berufen und möge nicht immer wieder übersehen, daß Deutsch und Französisch in einem höheren Sinne nur Mundarten einer und derselben arischen Sprache sind, und zwar solche, die eine gemeinsame Entwicklung durchlebt haben. Die wirklichen Unterschiede der einzelnen Sprachstämme von einander können wir uns kaum groß genug vorstellen, da wir immer wieder unsere eigene Denkform in die fremde Sprache hinein legen. Für den Arier ist der Aufbau des Satzes aus Subjekt, Prädikat und Objekt eine logische Notwendigkeit bis zu dem Grade, daß wir von logischem und grammatischem Subjekte sprechen, als ob es sich damit um ein über den Wolken schwebendes ehernes Denkgesetz handelte. Der Altaier kennt diese Begriffe in seiner Sprache überhaupt nicht. Und wir dürfen nicht den Fehler begehen, Sprachen, die trotz ihrem fremdartigen Gefüge doch schon stark von anderen Sprachstämmen beeinflußt sind, oft auch vom arischen, für reine Vertreter ihres angestammten Sprachwesens zu halten. Wie es kaum noch rassereine Völker gibt, so können wir auch nur selten noch auf „rassereine“ Sprachen rechnen.

Wir können also zusammen fassen: Bei Rassenmischung entsteht auch Sprachenmischung, und zwar mit solcher Bestimmtheit, daß wir aus einer Mischsprache zurück schließen können auf eine Rassenmischung, selbst wenn die Bevölkerung ausgestorben wäre und wir keinerlei Mittel mehr hätten, uns ein Bild von ihr zu machen. Aus unlöslichen Brocken, die wir in eine uns sonst ihrem Stamme und ihrer Eigenart nach genau bekannte Sprache eingemengt oder gar chemisch mit ihr verbunden finden, können wir auf einen fremden Sprachstamm und eine fremde Rasse schließen, auch wenn sonst jeder Anhalt dafür zu fehlen schiene. — Wir können grundsätzlich sogar noch weiter gehen: Auch wenn diese fremden Einschlüsse nur sehr dürftig sein sollten, wird immer noch zu untersuchen sein, ob sie nicht in einer benachbarten Sprache, vielleicht von anderem Sprachstamme, sich gleichfalls nachweisen lassen, in Gestalt syntaktischer, lautlicher und dann gewöhnlich in Resten auch lexikalischer Eigenheiten. Und in solchem Falle wird dann auch die anthropologische Forschung mit ihren Methoden einsetzen und den gesuchten Rassentypus ermitteln können.

Das sind heute keine Träume mehr. Die Sprachwissenschaft steht hart vor der Aufgabe, solche Sprachchemie treiben zu müssen, und hat schon manchen Einrieb getan; ich erinnere nur an Namen wie Nicolaus Finck, Heinrich Winkler, Ernst Levy³⁵). Die erforderlichen Erfahrungen und Methoden, die unerläßliche Schulung am geeigneten, zuverlässigen Stoffe, werden natürlich in denjenigen Gebieten erworben und erweitert werden müssen, in denen auch eine dritte Forschung, nämlich die historische, Gedanken gebend und berichtend eingreifen kann.

Es liegt in der Natur der bisherigen Entwicklung der Wissenschaft, daß die Länder, in denen sich die Geschichte des alten Orients abgespielt hat, und die

³⁵) Ernst Levy schrieb im 45. Bde. der Zeitschrift für vgl. Sprachforschung (S. 367) über das Tocharische: „So unerwartet die centum-Sprache in Ostturkestan war, so genau entspricht der Bau der Sprache sonst dem, was man dort zu erwarten hatte [von mir gesperrt!], d. h. so ganz uralaltaisch mutet diese Sprache an, nach dem Wenigen, was Sieg und Siegling veröffentlicht haben. Im Singular und Plural sind die Kasusuffixe ganz gleich, Nominativ und Akkusativ sind zusammen gefallen, aber eine Fülle von Lokalkasus ist entwickelt. Nach den Zahlwörtern steht der Singular. Das grammatische Geschlecht ist geschwunden (daß es am Pronomen noch erhalten ist, ist begreiflich). Ob die ganz uralaltaische Wortstellung nur auf der slavischen Übersetzung aus dem Sanskrit (dessen Wortstellung ja auch vielfach asiatisiert ist) beruht, ist heute noch nicht zu entscheiden.“ — Auch hier haben wir also ein Ertrinken arischer Sprache (und Rasse!) im Altaischen.

Sprachstämme, die wir am sichersten und durch die längsten Zeiträume kennen oder erforschen können, in diesem Sinne die Hauptrolle werden spielen müssen, also Vorderasien im weitesten Sinne und der arische, semitische, kaukasische und altaische Sprachstamm, einschließlich der drawidischen und sumerischen Frage sowie der hettitischen. Auf all diesen Forschungsgebieten ist das feste Land in dauernder, zum Teil in beschleunigter Zunahme begriffen.

Wir haben bisher an Bevölkerungsschichten behandelt: Die Hwaŋija [- Αἰθιοπες -] Brāhūi als die dunkelhäutige Urbevölkerung, über die sich die kaukasische Schichte (Kaspier, Hapirti) lagerte. Sodann die iranisch-arische (Māda, Parsa) und die sakisch-arische (Skučen, Osseten, Pamirier, Awghānen), denen wir später noch die türkische (altaische) hinzu zu fügen haben werden. Als vielleicht einen Einschlag gebend haben wir auch die arischen Inder erwähnt, die arischen Phrygo-Armenier und die kaukasischen Chalder gestreift, die ihre westliche Fortsetzung in den Mitanni haben. Im südwestlichen Grenzgebiete Irans scheinen die Sumerier gesessen zu haben, und wenn sie auch keine Bevölkerungsschichte bilden, so ist doch anzunehmen, daß auch sie, wie die Hettiter und die nach Osten gedrängten Drawida, einen Einschlag in die Bevölkerung Irans abgegeben haben. Bei diesen drei Völkern stehen wir vor der Frage, ob sie eine besondere Rasse bilden oder ob sie einer anderweitig bekannten Rasse anzuschließen seien.

III.

Wenn es mir nun gelungen ist, über ein halbes Hundert überein stimmender Wörter einerseits in den heutigen Kaukasussprachen, andererseits in den anarisch-indischen fest zu stellen³⁶⁾, so wird der Schluß kaum abzuweisen sein, daß die betreffenden Völker Indiens, die sogenannten **Drawida**, ursprünglich Verwandte der Kaukasusvölker waren, die aus diesen benachbarten Wohnsitzen allmählich sich bis in das südliche Indien weiter geschoben haben. Es ist dann kaum anders möglich, als daß sie durch die arischen Inder, bei deren Wanderung über Azärbäiġan, Ĥorāsān, Awghānistān, von ihren ursprünglichen Wohnsitzen abgedrängt wurden und, verfolgt von den Ariern, Indien erreichten. Demgemäß müßten sie ungefähr aus Azärbäiġan selbst gekommen sein, wo wir als Reste anarischer Völker aus den griechischen Schriftstellern noch die *Κασπιοι* und *Ταπυροι* kennen³⁷⁾. Die ersteren haben wir bereits erwähnt, als wir von den in Iran wohnhaften Stämmen sprachen, die uns in indischem Schrifttume entgegentreten (S. 202), und später wieder S. 212, wo wir sie als die kaukasische Vorbevölkerung des späteren Mediens zu würdigen hatten; sie sind den Indern als Kaśjapa bekannt. Das Land der *Tapuri* heißt noch heute *Tabaristan*, das Volk bei den Griechen *Ταβάρων*, bei den Assyriern *Tabalāi*, ihr Land auch *Tabari*; weitere Formen des Namens habe ich in OLZ 1913 (Sp. 439 Anm.) zusammen gestellt. Erwägt man nun, daß „*Drawida*“ und „*Tamila*“ nur zwei verschiedene Versuche sind, die Formen des einheimischen indischen Namens in europäische Buchstaben einzufangen, so ist es wohl nicht zu weit gegangen, wenn ich angesichts der Übereinstimmungen der „*Drawida*“-Sprachen mit den kaukasischen die Vermutung ausspreche, daß die Tamilen die ostwärts gewanderten Tabaren sind. Gerade im südlichen Indien finden wir noch heute als Hauptgöttin die *Kālī*³⁸⁾, die nach dem oben angeführten

³⁶⁾ Vgl. vorläufig Memnon, Bd. IV, S. 40.

³⁷⁾ Damit hebe ich nur die zwei wichtigsten heraus, man denke an Gelen, Kadusier, Anariaken usw.

³⁸⁾ Der westlichste mir bisher bekannte berühmte Kālī-Tempel ist der von Hinglats im Brahui-Lande. (Pottinger in Bertuchs Neuer Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen, Bd. XII, S. 430.)

kaspischen Lautgesetze der südelamischen *Kuri* entsprechen würde; in Südindien begegnet uns der Held *Rāma*, der uns an den Fürsten *Rāmateja* in Medien erinnert, und dem Gott *Hanuman* die Brücke vom Festlande nach Ceylon baut — der Hauptgott der Kaspier heißt *Hanubani*, dessen Name auch im Baumeister der Burg von Susa, Μενων, nachklingt. Ist er in Indien der Gebieter eines Affenheeres, so können wir auch an die jüdische Überlieferung denken, nach der die Erbauer des großen Turmes zu Babel in Affen verwandelt wurden. Turmbau und Burgbau sind hier nicht zu trennen, und Memnon soll nicht nur die Burg, sondern auch eine berühmte Straße gebaut haben in Gebieten, in denen dabei wohl der Brückenbau die Hauptsache war. Bezeichnender Weise tritt uns in den südindischen Pallawa-Bauwerken in Verbindung mit der Kālī eine Affengestalt entgegen, die verblüffend an die Darstellungen des „Gilgames“ erinnert, wie sie auch im Kaspiergebiet gefunden worden sind und zugleich an den *Besa* der Ägypter, der seine Heimat wohl am Persischen Golfe haben dürfte³⁹⁾. Sind wir auf richtigem Wege, dann dürften wohl die sogenannten „Drawida-Sprachen“ Mischsprachen sein, deren eigentliche Grundlage kaukasisch war, entsteht durch einen starken Einschlag der Munda-Sprachen und später unter den Einfluß der arischen Sprachen Indiens geraten. Damit wäre dann der „drawidische Sprachstamm“ freilich in ein Nichts zerfließen, denn was er sonst noch von Eigentümlichkeiten aufweist, das dürfte aus noch anderen Sprachstämmen erklärlich werden; ich erinnere nur an seine lexikalischen Beziehungen auch zu den Turksprachen, die gleichfalls sehr weit gehen sollen.

Es wird aber auch an der Zeit sein, sich einmal die Frage vorzulegen, ob nicht auch das **Sumerische** in alter Zeit einen weit größeren Verbreitungskreis gehabt haben möge. Wir streiften schon die Frage, ob eine anthropologische Verwandtschaft zwischen den Sumeriern und der Bevölkerung Indiens auf den Reliefs von Sanči und Barāhat anzunehmen sein werde. Da nun Friedrich Delitzsch in seiner „Kleinen sumerischen Sprachlehre“ von 1914 im Vorworte die Hoffnung aussprach, „daß es durch die Mithilfe der auf anderen Sprachgebieten tätigen Linguisten gelingen möge das sumerische Idiom in seiner näheren oder fernerer Verwandtschaft mit anderen Zweigen menschlicher Rede festzustellen, eben damit aber zugleich die bedeutsame Frage der ethnologischen Eingliederung des sumerischen Volkes ihrer Lösung näher zu bringen“, so will ich es wagen, Linguisten, denen die Mittel dazu zur Hand sind, auf die Möglichkeit aufmerksam zu machen, daß der sumerische Wortschatz vielleicht im biammanischen⁴⁰⁾ zum Teil noch fortlebt. Von geschichtlicher Unwahrscheinlichkeit kann hier jedenfalls keine Rede mehr sein. In Elam, wie offenbar auch in weiteren Gebieten des späteren „Irans“ sind die Sumerier von den einwandernden Kaukasiern zurück gedrängt worden, nach Süden und vermutlich ebenso auch nach Osten, und dieser Druck kann durch die nachrückenden Arier nur verstärkt worden sein. Trieben also die „Drawida“ die Reste der Sumerier vor sich her, dann haben wir diese noch östlich von den Drawida zu suchen, das heißt etwa im Gebiete des heutigen Biamma, und zwar als ein Mischvolk von Sumeriern und Kaukasiern, ganz abgesehen von allen jüngeren Einschlägen. Diese Frage von der sprachlichen Seite her zu bearbeiten, muß sich aller Voraussicht nach sehr schwierig gestalten schon durch den gewaltigen zeitlichen Abstand zwischen dem Sumerischen zu der Zeit, da es noch lebende

³⁹⁾ Vgl. einstweilen meinen Beitrag zur Hommelfestschrift.

⁴⁰⁾ Da der Name eingestandener Maßen nicht *Birma* oder gar *Burma* lautet und für **Bramma* (aus *Brahma*) steht — biammanisch *i* (bzw. *j*) ist aus *r* entstanden) — so verzichte ich auf die übliche englische Schreibung des Namens, die ja auch nur die Aussprache *Biamma* meint.

Sprache war, und allen für den Vergleich etwa in Betracht kommenden Sprachen. Hier kann es sich ja nur um solche handeln, deren erste schriftliche Verwendung spät nachchristlich ist. Wir sind aber sowohl mit dem Sumerischen wie mit dem Biammanischen an sich schon in übler Lage. Das Sumerische kennen wir nur aus Texten, die eine weit zurück liegende Form der Sprache nachzubilden suchen; wir können wohl annehmen, daß letzte Ausläufer des Sumerischen noch bis in das dritte Jahrtausend hinein gesprochen wurden, aber sie standen dann doch bereits unter semitischem und kaukasischem Einflusse. Die Eigenart des Sumerischen würden solche Ausläufer wohl nur sehr undeutlich und mißverständlich gespiegelt haben, wir wissen aber nicht einmal, ob sie überhaupt Einfluß auf die Texte gehabt haben, deren Verfasser zweifellos keine gesprochene, sondern nur eine künstlich am Leben erhaltene Sprache anwenden wollten. Das Biammanische macht schon durch seinen Wortschatz in der sprachlichen Umgebung, in der es sich auflöst, den Eindruck, einen selbständigen Sprachstamm zu vertreten, und wie bei genauerem Zusehen vielleicht einmal der Begriff eines „drawidischen Sprachstammes“ auffliegen wird, so wird man sich in einiger Zeit wohl einmal nach dem Sprachstamme umsehen, an den sich diejenigen Bestandteile des Biammanischen anlehnen ließen, die nun einmal nicht „indotschinesisch“ sind. Bekannt oder wenigstens für die Kenntnisnahme leidlich erschlossen ist nur die biammanische Schriftsprache, an deren Schreibung sich das Arakanische im Westen in der Aussprache noch am meisten anzuschließen scheint. Welche Überraschungen sich bei genauerer Durchforschung der biammanischen Mundarten noch ergeben werden, müssen wir abwarten; an eine ernst zu nehmende Vergleichung mit anderen Sprachen wird man aber erst heran treten können, wenn aus den verschiedenen Mundarten Anhaltspunkte für die Herstellung älterer noch konstruierbarer Sprachformen gewonnen sein werden. Aber auch im Sumerischen werden Überraschungen nicht ausbleiben. Die bis heute den Texten abgewonnene Sprache trägt noch stark das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit; das gilt schon von den einsilbigen Wörtern, noch mehr aber von den mehrsilbigen, bei denen sich die Fehlerquellen dadurch häufen, daß zur richtigen Wahl der Lesung noch die der Reihenfolge der Zeichen tritt. Statt „E—*a*“ ist bestimmt A—*e* zu lesen, statt „Gir—*su*“ vielmehr *Su—gir* und statt „En—*lil*“ gewiß auch *Lil—en* (*Jil—en*). Von einer wissenschaftlichen Vergleichung des Sumerischen mit dem Biammanischen kann also noch gar keine Rede sein. Wäre von den „arischen“ Sprachen heute nichts weiter bekannt als das Altirische und das Bengalische, so würde eine Vergleichung dieser beiden ungleich bessere Aussichten bieten. Also kann es sich vorerst nur um einen tastenden Versuch handeln, wenn ich hier einige Wörter zusammen stelle, deren biammanische Vertreter aus dem bekannten Werke Hunters entnommen sind. Sumerisch *deš*, biammanisch *tač* = „eins“; — sum. *limma*, birm. *li* = „vier“; — s. *ja*, b. *jaṛ* = „fünf“; — s. *i-min* (= 5 + 2), b. *khwan-nhač* (= 5 + 2) = „sieben“; — s. *ḥa*, b. *ha* = „zehn“; — s. *lu*, b. *lu* = „Mensch“; — s. *ḥu*, b. *hau* = „Vogel“; — s. *mu*, b. *mu* = „Name“; — s. *a*, b. *o* = „Wasser“; — s. *gir*, b. *khre* = „Fuß“; — s. *e*, b. *he*, *eing* = „Haus“. Auf weitere Beispiele verzichte ich, da schon die vorgebrachten irre führen können, nur glaube ich betonen zu sollen, daß die Auswahl der in beiden Sprachen mir vorliegenden Wörter überhaupt sehr gering ist, und daß zur Vergleichung wohl keine andere Sprache der indischen Nachbarschaft in Betracht kommen kann, wenigstens dem Wortschatze nach. Anmerken will ich aber noch, daß im Tamil *tammu* = „jüngerer Bruder“ ist und im Brähmī *mār* = „Sohn“ — das könnten sumerische Wörter sein.

Auch die **Hettiter**-Frage verdient es, in unserem Rahmen kurz berührt zu werden, da Felix von Luschan gezeigt hat, daß die überhochschädelige Bevölkerung Kleinasien, zu der wir anthropologisch doch wohl die Hettiter zu rechnen haben, bis tief nach Iran herein ragt und einen starken Einfluß gehabt hat auf das durchschnittliche Aussehen des heutigen „Persers“. Wir wissen nun zwar, daß um 1900 das babylonische Reich des Ammurapi (Hammurabi) einer hettitischen Welle zum Opfer fiel (unter Samsuditana, vermutlich 1932), die vielleicht über ein Jahrhundert ganz Akkad überflutete, aber das Volk der Hettiter hat, so weit wir sehen, niemals auch nur einen Teil von Iran inne gehabt. Ja der Stoß, der sie aus Akkad hinaus warf, kam aus der Richtung des späteren Mediens; der Kaspierkönig *Kandaš* gründet um 1800 (oder 1770?) auf dem Boden von Akkad das Reich von Karduniaš, das unter seinen 35 Nachfolgern über ein halbes Jahrtausend bestand und — seit 1400 gemeinsam mit Assur die Hettiter immer weiter zurück drängte. Die „Überhochschädel“ in Iran können also nicht gut Hettiter sein, es sind Kaukasier, vor allem Kaspier und andere nordelamische und wohl auch süd-elamische Stämme, vielleicht von Nordwesten her auch Chalder und deren Verwandte, jedes Falles aber Völker kaukasischer Sprache. Wir erwähnten bereits, daß sich diese Völker sprachlich nach der Stellung des „Genitivs“ in eine östliche Gruppe, die ihn nachstellt (Elamisch, Kaspisch) und eine westliche zerlegen läßt, die ihn voran stellt (Chaldisch, Mitannisch und Arzaja). Nach der Anordnung der Zeichengruppen in Titulaturen der hettitischen „Hieroglyphen“-Inschriften verfährt so auch das Hettitische, und da sich neuerdings enge Verwandtschaft zwischen ihm und dem Arzaja ergeben hat, so werden wir auch das Hettitische mit Bestimmtheit dem kaukasischen Sprachstamme zuweisen können. Im kleineren Arzajabriefe wird der „König der Hettiter“ durch *Hatta-na-š KÖNIG-uš* wieder gegeben; der „Genitiv“ steht voran und wird dadurch gebildet, daß die Singularendung des „Nominativs“ auch dem „Genitiv“ nachgesetzt wird. (Das Wort „König“ ist mit dem Ideogramme geschrieben, wir wissen also nicht, wie es auszusprechen ist, nur ergibt sich aus dem folgenden Zeichen *uš*, daß es auf *u* endigt.) Anders wird die Konstruktion behandelt, wenn der „Genitiv“ ein „Personalpronomen“ ist. Der größere Arzajabrief erhält z. B. ein *haluga-talla-š mi-š* und — als Objekt — *haluga-talla-n mi-n*, was „mein Freiwerber“ bedeuten dürfte. Das Wort enthält offenbar eine *Vtalla*, die wohl „sprechen“ bedeuten wird, und ein Objekt *haluga*, das nach dem Zusammenhange „Werbung“ bedeuten würde. Nun ist es auffallend, daß eine elamische *Vturu*, die „sprechen“ bedeutet, in jüngerer Form *tiri*, im Kaspischen *talla* lauten müßte, nach den gleichen beiden Gesetzen, nach denen elamisches *rutu* (*riti*) = „Gemahlin“ kaspisch *lata* lauten müßte, oder elamisch *šuru* einem kaspischen *šāla* entsprechen würde; *šuru* bedeutet — ungefähr, da die elamischen Verwandtschaftsausdrücke und -verhältnisse noch recht unklar sind — so viel wie „Schwester“, während wir *šāla* im Mitanni mit „Tochter“ übersetzen. Dem *rutu* entspricht (vgl. oben] im Lykischen ein *lada* (vgl. phryg. *Μεζας* aus *Mitā*). Es sieht also fast so aus, als ob wir den kaspischen Wortschatz aus dem Lykischen, Hettitischen und Mitanni besser entnehmen könnten als aus dem kaspischen Glossare. Besonders bezeichnend ist aber, daß im Hettitischen, wie der größere Arzaja-Brief in den ersten beiden Absätzen zeigt, die kaukasische Unterscheidung von Person und Sache in den Suffixen besteht: von „Weiber“, „Kinder“, „Krieger“ lautet die Pluralform anders als von „Häuser“, „Rosse“, „Länder“, „Hände“. Ferner haben wir allen Anlaß, als Entsprechung des süd-elamischen Singular-Suffixes *r* im Kaspischen ein *š* anzunehmen. Da nun in unserem Briefe *atta-š* offenbar „der Vater“ heißt (elamisch *atta-r*), was

Mitteilungen d. Anthropol. Gesellsch. in Wien, Bd. XXXVI, 1916.

41

nur scheinbar eine Allerweltsvokabel, in Wahrheit aber ein kaukasisches Wort ist, ferner nach den von Delitzsch veröffentlichten Vokabular-Fragmenten *hu-man* (elamisch „dies alles“) „ganz“, „Ganzheit“ bedeuten soll, so könnte man schon nach dem Wortschatze raten, das Hettitische werde in engen Beziehungen zum Kaspischen stehen und damit auch zum Elamischen unserer Texte. Auf all das näher einzugehen, wäre hier nicht der Ort und jetzt nicht die Zeit, da wir ja der Veröffentlichung der Texte entgegen sehen. Aber es fehlt auch nicht an kulturellen Beziehungen zwischen Elam und Kleinasien, und es ist kaum anders möglich, als daß die Bevölkerung Elams aus der Richtung von Kleinasien her gekommen ist. Offenbar hat in Elam das Mutterrecht gegolten, ein Begriff, den Bachofen ja gerade aus Lykien gewonnen hat und den wir auch bei den Hettitern noch werden bewähren können, denn, so verfehlt auch Walther Leonhards Aufstellungen in seinem Buche „Hettiter und Amazonen“ (1911) im Ganzen sein mögen — die Hamazonen sind ein Sakenstamm — so viel Berechtigtes liegt doch in den Vergleichen dieses nützlichen Buches. Ohne hettitischen Einschlag wäre die Überlieferung von dem Weibervolke wohl schwerlich entstanden. Auch in Elam fällt uns das Hervortreten des Weibes auf; wir haben die Inschrift auf der Statue der Königin Napirakuš (oder Napiraruk?) und die Darstellung der Fürstin in den Reliefs von Mal-Amir. — Zudem begegnet uns der Zopf der Hettiter in Elam wieder, und auch die Gebäudeform des *hitlani* scheint eine Brücke zu schlagen, wie man ja auch schon eine Reihe von Götternamen verglichen hat. Auch von der politischen Geschichte her wäre es durchaus möglich, daß die gleichfalls kaukasische Schichte der Mitanni erst durch den Einbruch der arischen Inder zwischen die kleinasiatischen und zagrischen Völker „verlagert“ worden wäre, wie später die Schichte der Chalder beim Einbruche der Iranier.

Daß das Hettitische eine „kaukasische“ Sprache ist, scheint mir schon heute ziemlich sicher. Es ist mir nur fraglich, ob nicht dieser Begriff eines kaukasischen Sprachstammes und einer kaukasischen Rasse sich noch einmal in zwei verschiedene Stämme zerlegen wird, was dann vielleicht gerade durch anthropologische Untersuchungen endgültig würde bewiesen werden können. Inzwischen müssen wir uns begnügen, den Anthropologen auf diese Möglichkeit vom Sprachlichen her aufmerksam zu machen. Auch wenn sich einmal ergäbe, daß in unserem „kaukasischen“ Sprachstamme zwei verschiedene seit alter Zeit zusammen verschmolzen sind, so bleibt doch immer als Tatsache bestehen, daß sich vom Persischen Golfe, vielleicht sogar von Südindien an, nordwestlich zum Kaukasus, westlich durch Kleinasien, die Balkan-Halbinsel, die Alpen und Apenninen bis hinüber in die Pyrenäen und die Gascogne ein Gürtel nichtarischer Sprachen oder Sprachbestandteile verfolgen läßt, dem auch nichtarische Rassen oder Rassenbestandteile entsprechen.

Es ist immer wieder versucht worden, diese Erkenntnis in Zweifel zu ziehen zumal von indogermanistischer Seite. So beim Etruskischen und in jüngerer Zeit beim Lykischen, z. B. durch Sophus Bugge in seinen Lykischen Studien und neuerdings durch Friedrich Hrozný⁴¹⁾ beim Hettitischen. Diesen Versuchen gemeinsam ist

⁴¹⁾ In den Mitteilungen der DOG (Dezember 1915) Nr. 56. Dieser „vorläufige Bericht“ scheint mir bereits den entscheidenden Beweis zu enthalten, daß die Sprache der Hettiter keine arische ist. Am auffallendsten erschien schon im 1. Arzaja-Briefe das *e-eš-tu* am Schlusse der Einleitung (vgl. indoiranisch *astu* griech. ἀστω) als eingesprengter Brocken, den man auf den ersten Blick für arisch hält und der es auch sein wird. Dazu stellte die Juzgat-Tafel ein *e-eš-mi* als 1. Pers. Sg. (indoiran.

die Uneingedrungenheit in das Wesen der kaukasischen Sprachen und der mangelnde Überblick über die Geschichte des alten Orients. Bugge verlangt, daß man für das Lykische bessere Etymologien, als er sie aus dem Arischen versucht, aus den kaukasischen Sprachen beibringen solle, also aus Sprachen die wir noch nicht kennen, denn die verschlissenen Sprachen des heutigen Kaukasus haben ja noch keine Urformen geliefert; und für Sprachen, deren Erkenntnis ja erst durch

asmi, griech. *ασμι*). Ich denke, das Hettitische wird keine Entsprechung des arischen Hilfszeitwortes gekannt und daher einige Formen dieser Art entlehnt haben, wie z. B. die altpersische Form *astu* bisher nur als elamische Übersetzung des iran. *ahati* auf uns gekommen ist: wo der iranische Text den Konjunktiv gebraucht, übersetzt der elamische ihn mit dem iranischen (!) Imperativ. Was in diesem Kauder-Elamisch der Achamanidenzeit möglich war, wird uns in der kauderhettitischen Diplomatensprache von 1400 v. Chr. auch nicht auffallen dürfen. Mag das Subjekt zu dem *esmi* das vor dem Eigennamen stehende *u-ug-ga* sein, so kann darin natürlich kein „*εγω*“ stecken, eher ist ein *u-gga* (vgl. elam. *u-ikkī*) als „was mich betrifft“ zu erklären. Ebenso wenig könnte ein *ziga*, wenn es „du“ bedeutet, einem *εγες* entsprechen, das damals wohl eher *tuge* lautete, und noch weniger, wenn „dir, dich“ wirklich hettitisch *tug* lautet. Aber ich will hier nicht die Reihe der Unwahrscheinlichkeiten oder Unmöglichkeiten aufzählen, da wir ja keine Belege erhielten, aus welchen Textstellen die Bedeutungen entnommen sind. Wir können uns nur an die Textzitate halten. Wenn „Essen“ *adanna* heißen soll, dann kann natürlich ein „*ezza*“, wenn es „essen“ bedeutet, nicht vom gleichen Stamme herrühren, oder — die Sprache ist nicht arisch. Aber mir scheint, es trifft von all dem nichts zu! *ezzateni* bedeutet vermutlich nicht nur nicht „ihr werdet essen“, sondern es wird wohl in *e + izza-te-ni* zu zerlegen und ebenso *e + kut-te-ni* zu lesen sein. Auch das NINDA braucht weder „Brot“ noch „Speise“ zu bedeuten; das *watarna*, das z. B. auch *jašilwa* zu lesen sein könnte, mit „Wasser“ zu übersetzen, liegt auch kein einleuchtender Grund vor, und die Lesung *wetenit* ist erst recht fraglich; ich würde vermuten, daß es in *u e + teni-t* zu zerlegen sein möge. Wenn aber ein *izza* in der Bedeutung „essen“ im Elamischen vorkäme, dann würde in der Tat *izza-te-ni* bedeuten „ihr werdet essen“. Aus arischer Sprachform dürfte das minder leicht zu erklären sein, und ebensowenig ein *izza-weni* als 1. Pers. Plur. Den Nachweis, daß *zi* das Suffix der 3. Pers. Sg., *nzi* das der 3. Pers. Plur. sei, müssen wir abwarten. Wir wollen aber daneben stellen, daß die entsprechenden elamischen Suffixe für den Singular *š(i)*, für den Plural *hš(i)* lauten, also ganz nach dem gleichen Systeme. Über das reiche arische Verbalsystem erhalten wir ebenso wenig Angaben wie für die entsprechende Deklination, und man kann wohl überhaupt sagen: ein Blick auf die bisher veröffentlichten Kostproben von Texten zeigt, daß das keine arische Sprache aus der Zeit um 1400 in Kleinasien sein kann: selbst dem Englischen um 1900 nach Christus sieht man es noch an, daß das eine ursprünglich arische Sprache ist. — Aber wir müssen abwarten, was die Texte lehren werden, für deren schleunige Veröffentlichung wir Friedrich Hrozný bei weitem dankbarer wären, als für noch weitere Ausführungen ohne die Texte. Sollten in den Texten sich gelegentlich einige arische Einflüsse geltend machen, so entspräche das nur dem, was wir so wie so zu erwarten haben, da uns die El-Amarna-Briefe ja politisch hervor tretende Männer mit arischen Eigennamen vorführen. Das wußten wir vor Hugo Wincklers Funde von Boghazköj schon; in Betracht kamen Phryger (im weitesten Sinne) und Iranier, vor allem aber die Ersteren; und was wir von arischen Brocken in den neuen Texten etwa finden werden, das wird im Hettitischen phrygisch, im Mitanni aber indisch sein, so weit nicht Lehnwörter aus beiden Sprachen gemeinsame Diplomatenausdrücke geworden sein sollten, denen wir dann vielleicht auch in Ägypten noch begegnen können. Italische oder germanische Wörter oder Formen dürfen wir gewiß nicht erwarten und am wenigsten ein Durcheinander aus allen arischen Sprachen. Von einer Erschließung einer neuen arischen Sprache aus aschgrauer Zeit kann bisher leider keine Rede sein, zumal nicht von Texten, sonst hätte Hrozný seine Belegstellen diesen Texten entnehmen müssen, nicht aber denen, auf die er sich bisher beruft. Wir werden sehr froh sein können, wenn sich einige arisch-sprachliche Fossilien einwandfrei nachweisen lassen, wie aus dem Mitanni-Vertrage etwa die indio-indischen Vokabeln *marja*, *nāsatja* und *mītra*. Finden wir doch schon bei Delitzsch in den Vokabularfragmenten und nun neuerlich bei Hrozný die *t*-Form des babylonischen *šemū* (= hören) als Lehnwort im „Hettitischen“. Neue historische Schlüsse würden sich aber aus ein paar phrygischen Einschlägen im Hettitischen kaum ergeben, wie auch die Bedeutung des Tocharischen für geschichtliche Erkenntnisse sehr überschätzt worden ist: ist sie höher zu bewerten als die Entdeckung der Gothen in der Krim und im Kaukasus, so wird doch der Unterschied nicht groß sein.

den Vergleich gewonnen werden soll und in deren Deutung die Willkür oder vielmehr die sprachliche Eingestelltheit des Bearbeiters hemmungslos das Ergebnis gestaltet. Man beachte den Satz bei Bugge (S. 24): „Das Lykische hat überhaupt, wie das Armenische, den grammatischen Unterschied der Geschlechter nur in schwachen Spuren erhalten.“ Selbst wenn diese Spuren wirklich vorhanden wären, könnten sie ebenso ein junger Anflug sein wie in manchen kaukasischen Sprachen, und zwar unter arischem Einflusse, und das wäre geschichtlich das Wahrscheinliche, ja das zu Erwartende. Ganz besonders wird immer die „Deklination“ betont als untrügliches Kennzeichen arischer Sprache. Wer aber will, kann ebenso gut eine georgische Deklination aufstellen, wie ja auch stets geschehen ist! Und für die Drawida-Sprachen gilt das Gleiche. Es müßte also diese lykische Deklination sehr genau mit der arischen überein stimmen, wenn man mit diesem Vergleichspunkte soll arbeiten können. In Wahrheit werden wir wohl besser tun, auf den Begriff einer Deklination im Lykischen überhaupt zu verzichten. Auf einen Satz aus Alf Torps Lykischen Beiträgen (S. 37) will ich aber hier noch besonders hinwerfen: „*tisnke* setzt ein **tis-ke* voraus, einen Gen. (Dat.) Plur, der durch die angefügte Partikel *n* mit dem diesen Genetiv regierenden Akk. *χttbq* verbunden wird.“ Wenn das richtig ist, dann ist wohl an dem kaukasischen Charakter der Sprache kein Zweifel möglich. Im übrigen verweise ich auf Theodor Kluges Studie über Die lykischen Inschriften in MVAG 1910, 1, S. 128 f. und S. 132. Ich lege besonderes Gewicht auf die Genetivkonstruktion, die Kluge „Genetivus Genetivi“ nennt. Sie findet sich außer den von Kluge angeführten Sprachen auch im Arzaja, also im Hettitischen, im Mitanni, im Cachurischen und darf als ein besonderes Merkmal des Kaukasischen gelten. Man vergleiche übrigens OLZ 1905, Sp. 50 f., 184 ff., 549 ff., und 1913, Sp. 385 f. Für die Gesamtfrage beachte man Heinrich Winkler, Das Baskische und der vorderasiatisch-mitteländische Völker- und Kulturkreis (Breslau 1909). — Weiter gehen wir aber auf diese Frage und die reiche Literatur darüber nicht ein, da diese Völker auf Iran keinen Einfluß geübt haben; es galt nur, den Begriff des kaukasischen Sprachstammes etwas deutlicher zu umreißen.

Dagegen dürfte es angebracht erscheinen, in Ergänzung des Umfanges des Begriffes „kaukasisch“, nun auch ein Beispiel aus dem Inhalte des Begriffes dem Ethnologen etwas näher zu rücken. Wir wählen dazu die schon mehrfach erwähnte Genetivkonstruktion, und zwar um so lieber, als sie zugleich Gelegenheit gibt, die verschiedene Behandlung des persönlichen und sächlichen Genus aufzuzeigen. Daß wir dabei vom Elamischen ausgehen, wird dadurch an die Hand gegeben, daß die elamische Sprache von den altkaukasischen die bei weitem am besten erschlossene ist. Die Nominalsuffixe sind für die Person: Singular *r* (etwa dem bestimmten Artikel entsprechend) und *k* (nur die Einzahl ausdrückend), Plural *p*; für die Sache *m*, wobei der Numerus nicht unterschieden wird. Von einem Stamme *suki* (mit nasaliertem *u*), der „Königsein“ bedeutet, heißt also

suki-k König, *suki-r* der König, *suki-p* die Könige, *suki-me* Königtum

suki-r suki-me-r(e) der König des Königtumes

suki-me suki-r-me das Königtum des Königs

suki-p suki-me-p(e) die Könige des Königtumes

suki-me suki-p-me das Königtum der Könige

ike Bruder, *atta* Vater, *šak* Sohn, *u* ich, *nu* du, *e* er, sie

ike-k suki-r-k(e) ein Bruder des Königs, *atta-r suki-p-re* der Vater der Könige

ike u-re der Bruder mein, *suki-me nu-me* dein Königtum, *šak-e-ri* sein Sohn

Aus dieser Konstruktion entwickelt sich als eine Art Verstärkung das Adjektiv: *suki-r Šušen-re* der König von Susa, *suki-r Šušen-irra* der susische König *suki-k Ančan-ka* König von Ančan, *suki-p Ančan-ippa* die ančanischen Könige *suki-me Šušen-me* das Königreich Susa, *suki-me Ančan-imma* das ančanische Königtum *suki-r lansiti-irra* der neue König, *sijān-me lansiti-imma* der neue Tempel.

Wo die Konstruktion nicht mißverständlich wirken kann, wird auch gekürzt, indem man am *regens* das Suffix wegläßt, so daß das *rectum* zwischen das *regens* und dessen Suffix infigiert erscheint.

sijān Inšušinak-me der Tempel des Inšušinak

att(a) u-re, att(a) e-re mein Vater, sein Vater

nap u-re neben *napi-r u-re* mein Gott

kuši-k u-me (für *kusi-k-me u-me*) mein Gebautes, d. h. was ich gebaut habe

suk(i) u-me (für *suki-me u-me*) mein Königtum.

Umgekehrt neigt die Sprache dazu, zu verdoppeln, auch wo wir noch keinen rechten Grund dafür einsehen. Zu den obigen *irra, ippa, imma* müßten wir ein *ikka* erwarten, das neuelamisch auch belegt ist, z. B. in dem kurzen Texte *Sukir Attahamiti-Inšušinak šak Hutran-tepti-ikka*. Hier steht dieses adjektivische *ikka* an genau der gleichen Stelle wie sonst die Genetiv-Konstruktion, wir würden also ein *ke* (*ik, ki*) erwartet haben; neben letzterem finden wir aber in den alten Texten sehr oft ein *kek* oder *kekki*, und zwar ohne erfindlichen Unterschied in der Bedeutung. In den lebenden kaukasischen Sprachen spricht man von „Sproßformen“, und im Altgeorgischen sollen Formen wie *tcer-ininin* neben *tcer, tceri, tcerin, tcerini, tcerinini* vorkommen (v. Erckert, Sprachen des kaukasischen Stammes, II, S. 309). Gerade im Elamischen spielt die Iteration eine große Rolle, bei nominal und verbal gebrauchten Stämmen, als Endreduplikation, zumal bei der Bildung von Kurznamen, aber auch bei Suffixen.

Im Übrigen sind mit den Suffixen *k, r, p, m* die nominalen schon fast erschöpft und die verbalen scheinen sich sogar auf *h, t* und *š* beschränken zu lassen. Streicht man diese Suffixe aus der „Formenlehre“, wie ihre Verwendung es erfordert, dann bleiben uns für eine Formenlehre etwa übrig die Verdoppelungserscheinungen verschiedenster Art und ein ziemlich spärlicher Ablaut. Im Übrigen lebt die Sprache von ihren Suffixen, und zwar zu $\frac{4}{5}$ etwa von den nominalen, da mit ihnen auch ganze Reihen des Verbalystems bestritten werden. Durch die Art der Suffigierung entsteht auch der Eindruck einer Infigierung. In Bag. II, 39 ist zwischen *tiri-manka* (= *tiri + ma + n + ka*) der ganze Satz *mite: taššup, appo petip, unena inne tiri-manpi, hupipe halpiš*, eingeschoben zwischen den Verbalstamm und seine Suffixe, die also gewiß nicht als „Endungen“ zu bezeichnen sind. Dieses Einschieben erfolgt aber nur vor der Partikel der Gegenwart *ma*, die am ehesten den Anspruch hätte, als „Infix“ bezeichnet zu werden: sie steht zwischen dem Verbalstamm und seinen Suffixen und vor ihr steht das „Objektiv“, die pronominale Wiederaufnahme des Objektes. Auffallender Weise rückt aber das Objektiv sofort vor den Verbalstamm, sobald dieses *ma* fehlt. Das *tiri-ma-n-ka* (= „indem ich sage“) wird dann zu *tiri-n-ka* (= „nachdem ich gesagt hatte“) und der oben eingeschobene Satz könnte bei dieser Form der Vergangenheit nur vor der Verbalform *tiri-n-ka* stehen. Im Übrigen ist der Charakter der Sprache, wie überhaupt aller kaukasischen, überaus treffend von Heinrich Winkler als „berichtend“ bezeichnet worden. Der nominale wie der verbale Begriff wird zunächst als ein organloser Block hingelegt, daneben ein zweiter, und nun erst beginnen die Suffixe und Partikelchen zu spielen und erklären, wie

die Sache in Wahrheit gemeint ist; nicht etwa Subjekt, sondern Objekt, nicht *regens*, sondern *rectum*, nicht Nominativ, sondern ein Lokativ; und ist das alles so weit aufgeklärt, dann wird es durch ein Objektivum fein säuberlich zusammen gebunden und das Verbum daran geknüpft, wieder zuerst als formlose Masse, von der nun erläutert wird, daß man sich von dem Rohbegriffe eine Art Tempus denken solle, und zwar transitiv, und zwar im Singulare, und zwar in der 3. Person, und noch hinter der Verbalform kann eine Postposition stehen, die den ganzen Satz wieder in neues Licht rückt — eine fortgesetzte Reihe von Ausdeutungen, die wir wesentlich als Berichtigungen empfinden.

Auf diesem nachträglich zusammen nähernden Charakter beruht ersichtlich auch die Genetivkonstruktion. Für diese ist ein kaspisches Beispiel *DURU-katli-me* (vgl. oben *sijan-Inšušinak-me*), die Stadt des *katli* (kasp. = König, elam. *katri*). Ein hettisches Beispiel ist *Hatta-na-š SARRu-š*, „der Hettiter König“, ein mitanisches *Misiri-epine-š ipri-š* „der Ägypter König“ (Ferd. Bork, Die Mitannisprache, MVAG 1909, 1/2) ein chaldisches *Haldini-ni alsu-ši-ni* etwa „durch (*ši*) die Kraft (*alsu*) des Haldi“. Zwei lykische Beispiele führt Kluge (MVAG 1901, 1, S. 128) an. Ein georgisches Beispiel *mephe-ni khwesani-isa-ni* „die Könige der Welt“ (nachgestellter Genetiv), ein cachurisches *jak-bi dekhkin-bi* „die Beile des Vaters“ (nachgestellter Genetiv); über den cachurischen Genetiv Ausführlicheres im Memnon IV, S. 31 ff.). Ein thuschisches Beispiel (in OLZ 1913, Sp. 386) hat Ferd. Bork in einem kurzen Aufsätze beigebracht, der leicht übersehen werden könnte.

Wir haben im I. Teile die Bevölkerungsschichten Irans ländersweise nach historischen Gesichtspunkten und Überlieferungen behandelt, wobei wir uns für die Frage der Zugehörigkeit zu verschiedenen Rassen stark auf das Sprachliche stützen mußten. Das erforderte, daß wir in einem sprachlichen II. Teile die Frage untersuchten, wie weit Sprachverwandtschaft einen Schluß auch auf Rassenverwandtschaft gestatte. Wir sahen die Möglichkeit eines solchen Schließens auf zwei Gebieten der Sprachlehre, die wir als physiologische im engeren Sinne ansprechen können, in der Lehre von den Lauten, bei denen ein Einfluß des rassenhaften Baues der Sprachwerkzeuge von Anfang an immer ein Postulat gewesen ist, und in der Lehre vom Satzbau, von der Denkform, die wir uns gleichfalls nur als einen Ausfluß des Form gebenden Denkwerkzeuges vorstellen können. Im ersteren Falle hatten wir vor allem die bei der Nachbildung der Laute einer fremden Rasse sich einstellenden Übertreibungen zu betonen, während wir die schwierigere Frage der „Syntax“ von der physiologischen Seite noch nicht packen können; wir müssen uns darauf beschränken, mit der Tatsache zu rechnen, daß die Syntax sprachstammweise verschieden ist und daß Sprachstamm und Rasse, so weit geschichtliche Nachrichten vorliegen, einander decken. Dabei fassen wir den Begriff „Rasse“ natürlich im historisch-anthropologischen, nicht im biologischen Sinne, also zunächst unbekümmert um die Frage, wie weit historische Rassen etwa selbst wieder aus biologischen Mischrassen durch langdauernde Isolierung hervor gegangen sein mögen. Sind wir aber in der Lage, aus sprachlichen Anzeichen heraus auf Rassen einschläge zu schließen (und umgekehrt), dann ist Iran dasjenige Land, aus dessen Geschichte wir die ersten sicheren Erfahrungen über das gegenseitige Verhältnis von der Anthropologie und Geschichte machen können, und eine Skizze der Völkerschichten in diesem Lande erhält eine Bedeutung, die weit über den Rahmen einer „Ethnologie Irans“ hinaus wachsen kann. Wir haben es bereits mit den Grundzügen einer Rassenkunde des alten Orients zu tun und damit zugleich einer solchen

der Weltgeschichte. Denn nirgends reichen unsere geschichtlichen Kenntnisse in so frühe Zeiten zurück, wie im alten Vorderasien, und nirgends könnten wir das Nebeneinander- und Aufeinanderprallen noch unvermischter Rassen deutlicher beobachten in all seinen Wirkungen und Folgen, wenn es uns gelingt, die Menschheit Vorderasiens so zu sagen in ihre Rassenbestandteile zu zerlegen und die einzelnen Rassen neben einander zu stellen. Das war der Anlaß, in einem III. Teile auch die Sumerier, Hettiter und Drawida, obgleich sie für Iran keine Schichten, sondern nur Einschläge bilden, in unseren Gesichtskreis zu ziehen.

Wir sind aber dem Anthropologen, der hier dem Historiker einmal weiter helfen soll, noch einen IV. Teil schuldig, in dem wir an der Hand von Bildern versuchen, eine Vorstellung von den verschiedenen Rassentypen zu geben.

IV.

Will der Anthropologe in die Eigenschaften ausgestorbener Rassen eindringen, so braucht er vor allen Dingen Knochenfunde, zumal Schädelknochen, die durch Vergleichung mit den noch lebenden Typen so zu sagen wieder Leben gewinnen. Die einschlägigen Funde sind bisher nicht zahlreich, aber es würde für den Anthropologen schon lohnen, das bisher Vorliegende einmal zu sammeln und zu veröffentlichen. Leider sind die Funde selten datierbar; welcher Rasse sie aber zuzuschreiben seien oder welche Mischungen und Kreuzungen sie etwa verkörpern, wie also die Sprache zu entziffern sei, die sie reden, das ist auch von ihren etwa noch lebenden Vertretern nicht zu erfahren.

Sind meine obigen Ausführungen (im II. Teile) richtig, dann hätten wir freilich an der unausrottbaren Sprachveranlagung einen ersten natürlichen Wegweiser, und ich bin überzeugt, wir haben ihn auch, oder vielmehr, wir werden ihn bekommen. Bisher ist es nämlich üblich, daß man von den Mundarten Irans für die sprachwissenschaftliche Behandlung nur dasjenige auswählt, was man vom indogermanistischen Standpunkte aus verarbeiten kann. Gerade das, was wir für unsere historisch-anthropologischen Zwecke brauchten, wird nur ganz nebenbei erwähnt, niemals genauer ausgeführt und offensichtlich nicht selten ganz übersprungen — begreiflich genug, da die Indogermanistik daraus für die Ursprache nichts lernen kann. Besonders bezeichnend ist dafür das Verhalten des Grundrisses der Iranischen Philologie, I. Bd., II. Abt., und wir müssen einige Beispiele anführen, um die Hoffnung zu wecken, daß wirklich in dieser Richtung für die Anthropologie noch etwas zu holen sein wird.

So ist z. B. für die kaukasischen Sprachen sehr bezeichnend, daß der Ausdruck des arischen *sexus* (Mascul., Fem., Neutr.) fehlt, dagegen ein persönliches und ein sächliches *genus* scharf unterschieden werden kann. Kann es ein Zufall sein, daß im Neupersischen durchweg der Ausdruck des *sexus* aufgegeben ist, während der des *genus* sich neu eingestellt hat? Letzteres ist der Fall in der Bildung des Plurals (persönlich — *ān*, sächl. *[i]hā*), und es ist wieder bezeichnend, daß diese Unterscheidung auch nicht ganz durchgedrungen ist. Der kaukasische Einschlag ist überall vorhanden, aber nicht stark genug, um die Sprache zu einer kaukasischen umzugestalten. Dem entspricht, daß der armenische Rassentypus heute kaukasisch ist, während dieser Rasseneinschlag in Iran weit schwächer ist. Wird man nicht annehmen dürfen, daß auch in Iran die kaukasische Rasse dort stärker vertreten sein wird, wo in der Sprache mehr Kaukasisches hervor tritt? Ein zweiter allgemeiner Fall dieser Art ist der Ausdruck des Dativs durch die Postposition *rā* (aus

altpersisch *rādi* „wegen“) in vollkommen elamischer Weise, eine Erscheinung, die aus der persischen Mundart stammt. Ebendahin gehört der iterierte Komparativ (*battar batar*, *batar-tar*, Grundr. S. 111), dem ossetisch (also im Kaukasus) ein *saudār-dār* entspricht; ebenso Iterationen, wie *az rang-rang* oder *htrā(a) hir* und andere (Grundr. S. 112 f.). Adjektivbildungen wie *hism-rā* (zornig), *zinda-rā*, erinnern so merkwürdig an elamische wie *akti-ra* (alt), *riša-ra* (groß), daß irgend ein Zusammenhang schwer abzulehnen sein wird. Noch elamischer wirkt vielleicht die Bildung des Objektskasus durch vorgesetztes *mar* und folgendes *rā*. Weit stärker sind die kaukasischen Anklänge im Kurdischen, wo die Rasse ja zum Teil gänzlich unarisch ist. Auf diese Fragen können wir hier natürlich nicht näher eingehen, wollen aber auf zwei Dinge aufmerksam machen: 1. es fehlen bisher Erhebungen darüber, wie sich sprachliche Erscheinungen dieser Art örtlich verteilen, und 2. es ist schon heute so weit, daß ein vollständiges Erfassen des Iranischen, zumal in seinen jüngeren Formen, ohne Kenntnis des Elamischen sich nicht wird ermöglichen lassen. — Vielleicht ist die Zeit nicht mehr so fern, wo die Sprachwissenschaft mit vollen Händen der Anthropologie wirklich wird bieten können, was diese braucht.

Bisher aber werden **Reliefdarstellungen** aus alten Zeiten den ersten Wegweiser abgeben müssen, und mit solchen arbeiten zu müssen, hat natürlich seine Gefahren. Wir sehen aus jüngsten Zeiten, wie verschieden Maler in anthropologischer Hinsicht Porträtköpfe behandelt haben, obgleich die Ähnlichkeit in allen Fällen eine „sprechende“ war, einerlei, ob das Gesicht schmal oder breit gehalten erschien. Auch wissen wir ja, daß die Zerrbilder der sogenannten Wunderspiegel die Ähnlichkeit nicht zerstören. Wir wissen ferner, wie nicht nur einzelne Künstler und Künstlerschulen, sondern ganze Zeitabschnitte oder Völker ihren eigenen Stil haben. Liegt uns also ein Rassentypus in Wiedergabe nur durch ein Volk vor, so ist starker Zweifel an der Richtigkeit der Darstellung geboten, und ganz besonders sind ja die ägyptischen Bilder aus jüngerer Zeit verdächtig. Aber einerseits ist es doch ein Unterschied, ob bei Wiedergabe einer einzelnen Persönlichkeit die Ähnlichkeit betont werden soll, oder ob es galt, einen fremden Menschenschlag so heraus zu bringen, daß jeder Beschauer sieht, welches Volk hier gemeint ist. Und andererseits haben wir Völkertypen in Wiedergabe durch zwei oder mehr verschiedene Völker, können also vergleichen.

So sind uns Iranier bekanntlich in griechischer, persischer, assyrischer und ägyptischer Wiedergabe erhalten. Am unsichersten sind dabei vielleicht die persischen selbst, was wohl begreiflich erscheint, da dem Perser der eigene Volkstypus sich weit weniger von anderen abgehoben haben wird, als anderen Völkern. Fehlt doch auch uns Deutschen der Blick für unseren Durchschnittstypus, während der Deutsche im Auslande sofort als solcher erkannt wird. Zudem sind in Persepolis die Figuren der Palastgarde zum Teil unter Verzerrungen in den Raum komponiert und die hohen Tiaren stören den Eindruck der Langschädeligkeit, der andererseits wieder durch das gelockte oder gekräuselte starke Haupthaar übertrieben wird, und ferner ist die Langköpfigkeit aus dem Profile allein nicht zu entnehmen, Gestalten mit dem Kopfe in Vorderansicht sind aber nicht vorhanden. Auch ist die ganze große Menge der Flachreliefköpfe von Persepolis unter diesem Gesichtswinkel noch nicht bearbeitet und die Vertreter der einzelnen Völker sind noch nicht mit genügender Sicherheit ermittelt und in guten photographischen Wiedergaben erlangbar. Hier wird also eine hochwertige Fundgrube noch zu erschließen sein. Das Gleiche gilt aber auch von Reliefplatten aus den Palästen der Assüerer-

Könige. Diese Darstellungen sind in unglaublicher Weise vernachlässigt worden für alle die Fächer, in denen sie Aufschluß geben könnten. Nicht einmal die alten großen Monumentalwerke von Layard, Botta und anderen sind ausgeschöpft worden. Sie halten in wenigen großen Bibliotheken noch immer ihren Winterschlaf. Für anthropologische Zwecke reichen diese älteren Abweichungen freilich nicht aus, doch können sie zeigen, wo der Stoff zu suchen ist, für den man sich dann an photographische Aufnahmen halten muß. Für unser Gebiet kommen zumal Darstellungen von Chaldern, Kaspiern und der verschiedenen Typen der Bevölkerung Elams in Betracht. Eckhard Unger hat 1912 das Bronzeto von Balawat (I D) behandelt, und auf seiner Tafel III im oberen Abschnitte von 4 zeigen die Chalder ein ausgesprochen hettitisches Profil, wie es zum Befunde der Sprache stimmt und zu erwarten war. Es ist mir nicht bekannt, daß das von irgend einer Seite schon beachtet und ausgesprochen wäre. Die Bewohner der kaspisch-medischen Gebiete hat A. Billerbeck (Das Sandschak Suleimania, 1898, S. 163—167) nach den bildlichen Darstellungen besprochen, einstweilen unter Beziehung auf Botta (Monument de Ninive, 1880). Auch hier kann dem Anthropologen die Tatsache Mut machen, daß ein reichlicher Stoff unverarbeitet daliegt, und diesen Schatz allmählich zu heben, dazu möchte ich mit den folgenden Bilderreihen anzuregen suchen.

Wir geben in Reihe I als Kopf 1 den des Dareiaios von Naqš-i-Rustām (nach Dieulafoy, L'acropole de Suse, S. 306), als I 2 eine Durchschnittszeichnung der persi-

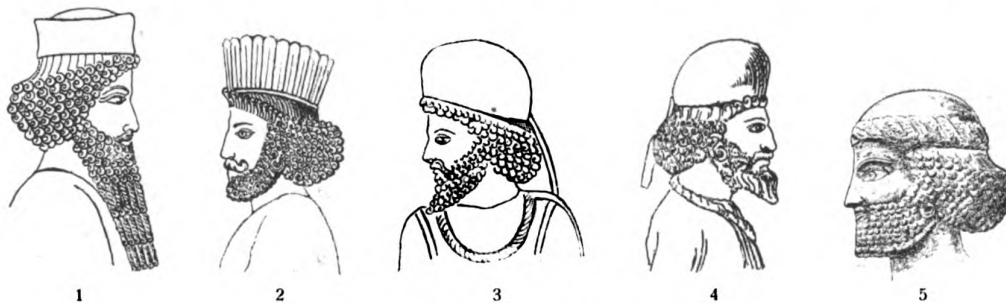


Abb. 1. I. Reihe, Iranier.

Fig. 1. Dareiaios der Große nach seinem Grabrelief in Naqš-i-Rustām; weitere Wiedergaben seines Kopfes in seinem Winterpalaste in Persepolis, sowie auf dem großen Relief von Bagistan; vgl. auch II. Reihe, Abb. 5. — Fig. 2. Ein persischer Palastgardist von den 10.000 Uns. erblichen aus Persepolis. — Fig. 3. Ein persischer höherer Offizier und Hofbeamter aus Persepolis, mit gedrehtem Goldhalsschmucke; vermutlich ist auch hier der Ohring zu ergänzen, der auf dem Originale nicht zu erkennen ist; die Figur ist eine der „verzerrten“: der Körper ist viel zu klein für den Kopf, der im Gegensatz zu den „Tiaren“ von Abb. 1 und 2 mit der pers. Mütze bekleidet ist. — Fig. 4. Wohl ein Standesgenosse des Vorigen, leider nur nach Abzeichnung ohne photographische Unterlage. — Fig. 5. Palastgardist aus Susa in Schmelzziegeltechnik; der gleiche Typus auch in Persepolis als Kalksteinrelief. Es bleibt leider fraglich, ob der geflochtene grüne Streifen, der das Haar zusammenhält, als Rand einer Kappe zu deuten sei.

schen Palastgardisten von Persepolis, als I 3 einen persischen Hofbeamten von Persepolis (Dieulafoy, a. a. O. S. 283, nach Photogramm). Eine ähnliche Gestalt, leider nur nach Abzeichnung, ist I 4. Der Kopf I 5 hingegen (nach Photogramm) ist der eines Palastgardisten von Susa, und zwar eines dunkelhäutigen. Die Zeichnung (auf photographischer Unterlage) ist sehr genau, während die bisher verbreiteten Illustrationen, zumal die farbigen, aber z. B. auch die in Billerbecks „Susa“ (S. 132) fast Karikaturen sind. Wir haben aber zu bemerken, daß in den farbigen Schmelzziegelreliefs von Susa die gleiche Form für die schwarzen und für die weißen Gardisten benützt worden ist. Beide sollen Nichtarier darstellen, doch dürfte die hellhäutige elamische Einwandererschicht damals, im 5. Jahrhundert, in der Tiefebene stark mit der Urbevölkerung, im Hochlande aber mit arischen Persern gemischt

gewesen sein. Für die letztere Mischung scheint die Form berechnet gewesen zu sein, die dann mit heller oder dunkler Schmelzfarbe für die „Weißen“ oder die „Schwarzen“ verwendet wurde.

Die II. Reihe zeigt zunächst zwei arische Schädel, leider nur nach Zeichnungen bei J. de Morgan, Mission scientifique au Caucase (Tome I, Fig. 26 und 23). Beide stammen aus dem Gräberfelde von *Masi-jeri* (ein wenig ostnordöstlich von Allahwerdi, nicht weit von der Mitte der Bahnstrecke Tiflis-Alexandropol); es

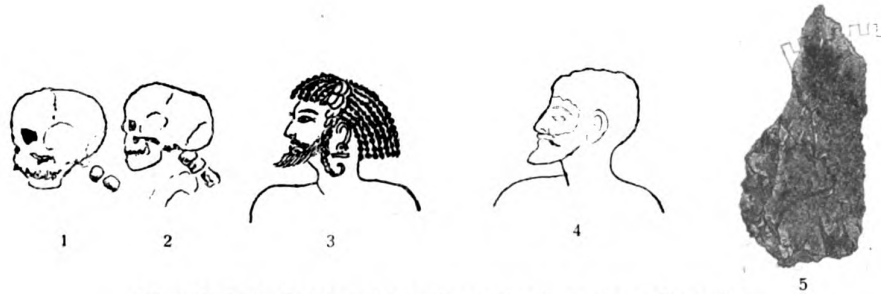


Abb. 2. II. Reihe, Sakenschädel, Lúbier, Iranier in ägyptischer Darstellung.

Fig. 1. Schädel eines Sakenskeletts aus einem Hockergrabe von Masi-jeri; der Mann trug 2 gedrehte Halsringe und 4 Bauge aus Bronze am Vorderarme. Fig. 2. Ein zweiter Schädel gleicher Herkunft; ein drittes Skelett dieser Art trägt am linken Arme 5, am rechten 7 und über beiden Füßen je 5 solcher Bauge. Fig. 3. Ein (arischer) Lúbier in ägyptischer Darstellung (14. Jahrhundert) und ebenso Fig. 4 ein Perser (Achanidenzeit); Fig. 5. Dareios der Große in ägyptischer Darstellung vom Suezkanale.

handelt sich also um die sogenannten „Ossetengräber“, die unangezweifelt die Reste der Skučen bergen. Ganz entsprechende Gräber, mit den gleichen Schädeln und Metallfunden, ziehen sich auch in das Hinterland von Lenkoran herein, also auf persisches Gebiet (vgl. De Morgan, Mission scientifique en Perse, Kap. II). Die Fig. II 3 stellt einen Lúbier dar aus dem Grabe Setois I. Die Farben der Figuren werden so angegeben, daß diese „Lúbier“ als blond, blauäugig, hellhäutig erscheinen, und die Zeichnung läßt wohl kaum einen Zweifel, daß sie auch als langköpfig zu gelten haben. Die Ägypter nennen sie bekanntlich *Tmhu*, und da es sich um einen Hellenen mindestens nahe stehendes „Seevolk“ handelt, so könnte man versucht sein, etwa **Tμυχσι* oder **Δμυσι* oder ähnlich zu vokalisieren: der Name könnte leicht seine Etymologie aus dem Griechischen finden. Wir stellen dieses Beispiel einer ägyptischen Wiedergabe der arischen Rasse neben die ägyptische Darstellung eines persischen Offiziers (II 4) nach Dieulafoy, L'acropole de Suse (S. 28), und fügen eine ägyptische Abbildung des großen Dareiaios hinzu. Dieses Bruchstück ist am Suezkanale gefunden, den der große Perserkönig wohl zuerst vollständig befahrbar gemacht hat, und mag zum Vergleiche dienen mit dem in I 1 gegebenen Bildnisse von Persepolis.

In unserer III. Reihe geben wir die Typen aus dem Heere des elamischen Königs Tepti-Humban-Insušnak (Te-Ummān) wieder. Sie sind von Billerbeck in seiner Studie „Susa“ (1833, S. 100 ff.) eingehend besprochen und wohl auch richtig bestimmt worden. Die Fig. 1 und 2 sollen zweifellos Arier, d. h. Iranier (Meder oder Perser) darstellen; daß Iranier damals im elamischen Heere kämpften, ergibt sich aus der politischen Lage: schon seit dem 8. Jahrhundert stehen die Völker des Ostens im Bunde mit einander gegen Assur, elamische Truppen kämpften mit in Medien, und im 6. Jahrhundert geht Elam immer mehr in den tatsächlichen Besitz der Iranier über. Wir geben in III 1—3 die Köpfe der Figuren 5, 4 und 3 bei Billerbeck (Susa, S. 103)

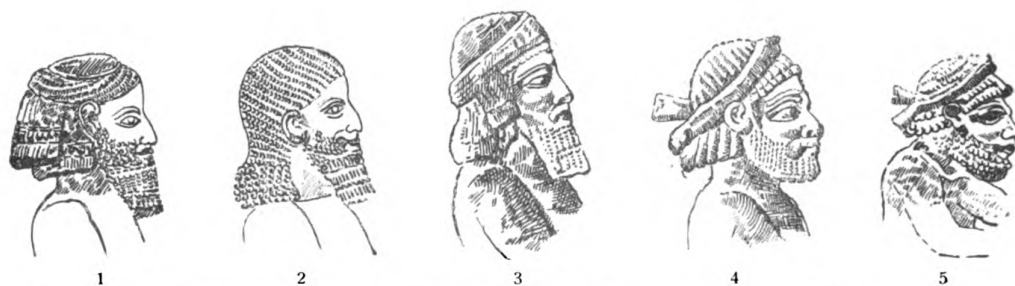


Abb 3. III. Reihe, Iranier und Hwajija aus dem Heere des Tepti-Humban-Insuſnak nach assyrischer Darstellung.

Fig. 1—2. Iranier (Mada, Parsa?) aus den vormals kaspischen Gebieten nördlich von Elam; Fig 3 möglicherweise ein-Kaspier; es ist ein Bogenschütze, während 1 und 2 die Stoßlanze und große Schilde führen. Fig. 1—3 tragen den Unterschenkel vollständig bekleidet und hohe Schnürstiefel. — Es sei ausdrücklich bemerkt, daß der zweite Kopf nur in der hier gerade wiedergegebenen Figur eine gekrümmte Nase aufweist, während die anderen eine gerade Nase haben, und daß sich der 3. Kopf von dem 1. der IV. Reihe auch dadurch unterscheidet, daß er seinen Zopf trägt. Fig. 4 und 5 zwei Hwajija. (Alle 5 aus der Mitte des 7. Jahrhunderts.)

wieder, und zwar in Zeichnung, deren Unterlage photographische Vergrößerungen der Phototypen in Dieulafoys L'acropole de Suse (S. 45 und 43) bildeten. Daneben stellen wir — in gleichem Verfahren — den „Negrito“-Kopf Billerbecks (seine Fig. 1) als III 4 (Dieulafoy, S. 43) und daneben den Kopf des Wagenlenkers (Dieulafoy, S. 45) als III 5. Diese Negritos von Dieulafoy und Billerbeck wären also unsere Hwajija, d. h. Αἰθιοπες, die schwarze Urbevölkerung des Landes, die noch heute, vermischt mit afrikanischen Negersklaven und einem Einschlage von Arabien her, das Gärm-sir, das „heiße Land“ der Ebene und des Küstenstriches bewohnen. Unsere beiden Bilder zeigen die Hwajija mit gekräuseltem Haare, das aber nicht von Natur kraus zu sein braucht, und mit kurzem, aber starkem Barte. — Es ist aber zu beachten, daß in den Reliefs des Assurbanapal, die seine Kämpfe gegen Elam schildern, vereinzelt noch Angehörige einer Zwergenrasse auftreten. Man wird sie kaum anders bezeichnen können, denn sie sind mit aller Deutlichkeit durch ihren auffallend niedrigen Wuchs gekennzeichnet, zugleich auch durch die bei allen mir bekannten Figuren wiederkehrende Haltung des nach vorn geschobenen Kopfes und durch den kurzen Hals. Sie sind so ziemlich um Haupteshöhe niedriger als die Assürer, tragen eine besondere Kopfbedeckung, feste Bekleidung der Unterschenkel und stark „jüdische“ Gesichtszüge. — Die gleiche Reliefplatte (Martinus Nijhoff, Palace of Sennacherib, Brit. Mus. Nin. Gall. 49) zeigt aber (im Anfange der III. Reihe) noch zwei Vertreter einer noch anderen Rasse, deren Gesichter an die afrikanischen Kōši erinnern. Es werden wohl auch wirklich Kōši sein, mit deren Königen Taharqa und Tantamon Assurbanapal ja zu kämpfen hatte. Es ist wohl anzunehmen, daß sie im Bündnisse mit Elam standen, so daß Vertreter dieses afrikanischen Volkes auch in den Reliefs des Assurbanapal vorkommen können. — Es scheint übrigens kaum zweifelhaft, daß nach dem oben erwähnten Relief das Heer der Assürer schon viel arisches Blut enthielt, Typen ganz ähnlich denen, die in unserer III. Reihe offenbar Arier im Heere Tepti-Humban-Insuſnaks darstellen sollen.

Nach der gleichen Quelle und im gleichen Verfahren geben wir in der IV. Reihe als I einen Kopf derjenigen Krieger, die durch den Zopf als elamische (der kaukasischen Schicht) gekennzeichnet werden (bei Billerbeck, Fig. 2). Daneben stellen wir als IV 2 den Kopf des neu-elamischen Königs *Atta-hamiti-Insuſnak* von einer in Susa gefundenen Stele (Mémoires de la délégation en Perse, Tome XI, Fig. 2). Es ist der erste gut erhaltene Kopf eines Königs von Elam, den wir nach photographischer Aufnahme wiedergeben können, denn der Kopf des Fürsten Hanne von

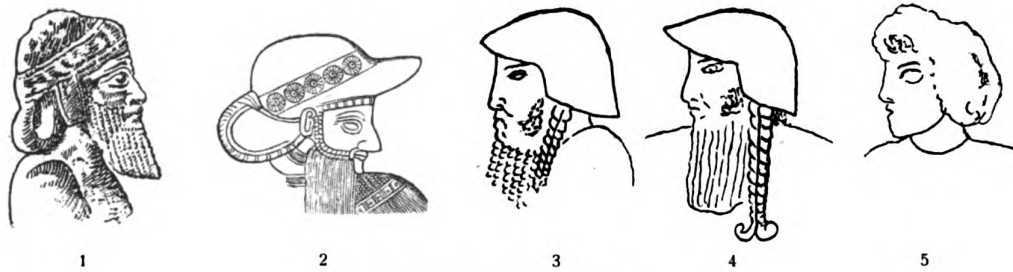


Abb. 4. IV. Reihe, Elamische Typen.

Fig. 1. Ein Elamier der hapirtischen Schichte mit Zopf (nach assyrischer Darstellung aus der gleichen Quelle wie die vorige Reihe). Fig. 2. König Atta-hamiti-Insusnak von Elam (etwa 9. Jahrhundert) nach elamischer Darstellung. Fig. 3 und 4. Elamische Fürsten aus den Reliefs von Mal-Amir und Fig. 5 elamische Fürstin, ebendaher (etwa 9. Jahrhundert), leider alle 3 nur nach Abzeichnung J. de Morgans.

Mal-Amir ist entweder zu stark verstümmelt, als daß sich eine Zeichnung von ihm gewinnen ließe, oder bisher zu ungünstig photographiert worden. (Man vergleiche die Photographie bei Dieulafoy, L'acropole de Suse, S. 33, und Mém. d. l. dél. en Perse, Tome III, Tafel 23.) Die anderen Figuren von Mal-Amir haben wir nur in flüchtiger Abzeichnung von J. de Morgan; drei von diesen stellen wir als IV 3, 4, 5 in die gleiche Reihe, IV 5 ist ein weiblicher Kopf. Alle drei sind der Tafel 32 b des Tome III der Mém. entnommen; der weibliche und einer der beiden männlichen kehren in einem zweiten Relief (Tafel 32a) wieder. Diese fünf Bilder würden also die kaukasische Eroberschicht der Hapirti wiedergeben.

Auch die folgende V. Reihe beginnen wir mit einem weiblichen Kopfe aus Susa. Er stammt von einer Statuette der Göttin Anāhitā und ist eine Nachbildung des Standbildes der Göttin in ihrem Tempel. (Zeichnung auf Photographie J. de

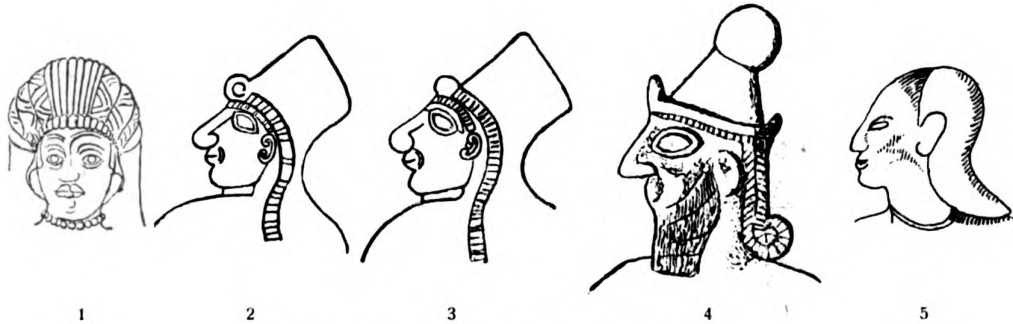


Abb. 5. V. Reihe, Anahita von Susa und Hettiter.

Fig. 1. Kopf einer Statuette der Anahita aus Susa. Fig. 2 und 3. Köpfe zweier Hettiterinnen von einem Relief von Mar'aš (Abb. 2 als Spiegelbild). Fig. 4. Ein Hettiter vom Burgtore von Senjirli, also nach hettitischer Darstellung. Fig. 5. Ein Hettiter nach ägyptischer Darstellung (um 1300).

Morgans.) Solche Statuetten sind in großer Zahl gefunden worden, sei es, daß sie als Weihgaben in den Tempel gestiftet wurden, oder daß man eine Werkstatt ergraben hat, in der die Bildchen hergestellt wurden. Schon Dieulafoy in L'acropole de Suse (S. 435) hat eine ganze Figur und mehrere Bruchstücke wiedergegeben. Die Gestalt ist völlig nackt bis auf die turbanartige Mütze, trägt ein Halsband mit einem (achteckigen?) Sterne, ein Schmuckgehänge, das hinten den Nacken umschließt, zwischen den Brüsten durch ein Schmuckstück zusammen gehalten wird, dann unter den Brüsten wieder nach dem Rücken läuft; an den Unterarmen, den Knöcheln

und unter dem Knie trägt sie Spangen. Auffallend ist die überaus enge „Taille“ und die breiten Hüften und das riesige Haardreieck unter dem Nabel. Nach den Statuetten möchte man schließen, daß die eine Gruppe ein älteres gedrungeneres Götterbild der eben geschilderten Art darstellte, die andere aber ein jüngeres, bei weitem schlankeres, vielleicht aus der persischen Zeit (nach 400 v. Chr.). Beide Figuren aber umfassen die Brüste mit den Händen und sind in gleicher Weise geschmückt. Von unserem Bilde läßt sich nicht entscheiden, ob es das ältere oder das jüngere Standbild⁴²⁾ wiedergeben solle, da nur der Kopf erhalten ist. Die Köpfe sind nur auf Vorderansicht berechnet, was wohl einen Schluß auf die Art der Aufstellung des Tempelbildes gestattet, nicht aber auf das Profil. Es wird daher schwer zu entscheiden sein, ob das Bild den Hapirti-Typus wiedergebe oder, was mir wahrscheinlicher ist, den sumerischen.

Es folgen zwei Hettiterinnen (V 2—3), wiedergegeben nach Messerschmidt, *Corpus inscriptionum Hettitarum*, Tafel XXII von 1906. Im Originale blicken die beiden Köpfe einander an; wir stellen sie zum bequemeren Vergleichen in gleiche Richtung. Da aber im gleichen Werke Tafel XXII von 1900 die beiden Köpfe in stark abweichender Zeichnung gibt und es dem Verfasser bei der Wiederholung der Tafel mehr auf die Schriftzeichen ankam als auf die Köpfe, geben wir in der VI. Reihe die Köpfe auch nach der ersten Tafel wieder (VI 4 und 5). Das Relief stammt von Mar'asch, aus dem nördlichen Syrien. Der männliche Kopf V 4 (Zeichnung auf Photographie) aus Senjirli zeigt wieder deutlich den Hettiterzopf. Auch diesen Kopf haben wir umgekehrt, um das Vergleichen zu erleichtern, und stellen daneben einen Hettiter nach ägyptischer Darstellung aus der Zeit Ramsese II (Zeichnung auf Photographie) als V 5.

In der VI. Reihe bringen wir als VI 1 einen gefangenen Hettiterfürsten nach ägyptischer Darstellung (Lepsius, *Denkmäler* 209) mit dem Zopfe, aus der Zeit

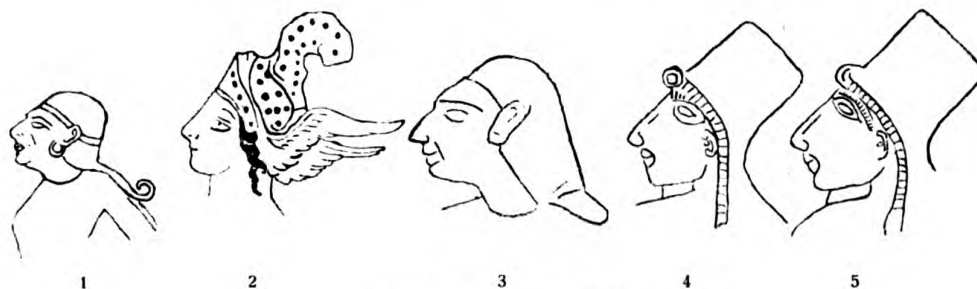


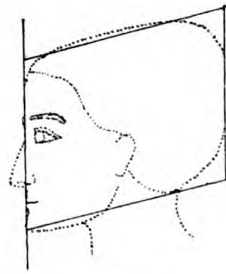
Abb. 6. VI. Reihe, Hettiterköpfe.

Fig. 1. Ein gefangener Hettiterfürst nach ägyptischer Darstellung (um 1200) mit Zopf. Fig. 2. Hettitisch-griechischer Typus. Fig. 3. Hettiter nach ägyptischer Darstellung (um 1300). Fig. 4 und 5: die beiden Hettiterinnen von Reihe V in anderer Abzeichnung

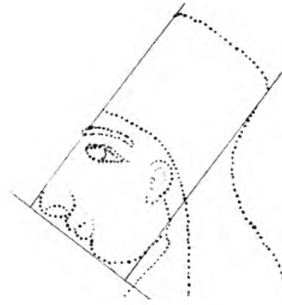
Ramsese III. Auch VI 3 ist ein Hettiter nach ägyptischer Darstellung (= Petri 190); beide entnehme ich W. Max Müllers „Asien und Europa“ (S. 323 und 331). Zwischen beide aber stelle ich als VI 2 eine griechische Darstellung des Perseus (aus F. Hermann, *Die Hadeskappe*; Gött. 1853) als ein Beispiel für viele, die beweisen, daß die Urbevölkerung Griechenlands (und Italiens) der gleichen Rasse angehörte wie die Hettiter. Als VI 4 und 5, wie schon erwähnt, die andere Abzeichnung der beiden Hettiterinnen von Mar'asch.

⁴²⁾ Altelamische Texte berichten uns mehrfach die Aufstellung neuer Götterbilder.

Wenn wir versuchen, das arische Profil in „idealisierter“, d. h. stark in der Richtung der Eigenart ausgeprägter Form neben das ebenso behandelte des hettitischen Typus zu stellen und es möglichst in gerade Linien einzufassen, so ergeben sich zwei so grundverschiedene Konstruktionsvierecke (Abb. 7), daß man wohl lieber auf zwei verschiedene „Arten“ Mensch, als auf zwei „Rassen“ raten



Arier.



Hettiter.

Abb. 7.

möchte. Wir haben den weiblichen Kopf für die Hettiter bevorzugt, weil er als weniger „differenziert“ wohl deutlicher die Rasse wieder gibt als der männliche; leider gestattet uns aber die Kopfbedeckung nicht, die Höhe des Schädels einzuzichnen. Es ist wohl anzunehmen, daß die Ägypter in ihren Darstellungen nicht die volle Höhe des Hettiterschädels zum Ausdruck gebracht haben, was

möglicher Weise auch damit zusammen hängt, daß die Hettiter, mit denen die 19. Dynastie zu tun hatte, schon stark gemischt waren, so daß der Typus im Durchschnitt nicht mehr so hochschädelig erschien. Unwillkürlich denkt man wohl an Amenhotpe IV Achnatōn, den Hettitermischling auf dem ägyptischen Throne, und an seine Töchter (vgl. die Mitteilungen der DOG N. 50 und 52). Man wird gut tun, diese Typen nicht einfach als „Degenerations-Erscheinungen“ abzutun, ohne sich die Frage vorzulegen, ob sich diese Degeneration nicht aus einer Kreuzung zweier zu weit von einander stehenden Menschenarten ergab. Ist das der Fall, dann könnten die kleinasiatischen Überhochschädel, die sich bis tief nach Iran hinein vorfinden, die Ergebnisse der Mischung des Hettiterblutes mit anderen Rassen sein, mit arischer, semitischer und mit allerhand Ur- und Mischrassen. Bis nach Europa ziehen sich die Türkenköpfe, und der Kaukasus wimmelt von entsprechenden Typen. Hier stehen wir wieder vor der Frage, ob neben der hettitischen im Kaukasus noch eine besondere „kaukasische“ Rasse bestand, die sich mit der hettitischen mischte, oder ob durch Mischung mit den starken, heute gewöhnlich unterschätzten Mengen arischen Blutes im Kaukasus, zudem mit Türken, Semiten usw., erst jene kaukasische



Abb. 8. „Armenier.“

Eigenart entstand. Geradezu verwerflich ist der Ausdruck „Armenierschädel“ oder „armenoid“, weil die wirklichen Armenier zweifellos Arier waren. Ich versuche, den mir geläufigen heutigen Armenierschädel in Abb. 8 als Durchschnittstypus der reineren Ausprägung nach der Erinnerung wieder zu geben; es ist ein von oben nach unten zerdehnter Arierkopf ohne jede Spur von Hinterkopf und am Scheitel mit einem domartigen Fortsatze. Ich kann es mir schwer anders vorstellen, als daß hier ein Ergebnis der Mischung von arischem und hettitischem Blute vorliege, genau wie die neuarmenische Sprache eine Kreuzung arischer mit kaukasischer darstellt. Im Kaukasus selbst und im nördlichen

Iran wird diese Schädelform gemildert durch die Beimischung altaischer Rundschrädel, im mittleren Iran durch einen semitischen Einschlag, während sie nach Süden zu allmählich erlischt. Hier tritt im Hochlande die arische Rasse mehr hervor, die sich

über eine sumerisch-elamische Mischung gelagert hat, während im heißen Küstenlande die Urbevölkerung, gemischt mit „arabischem“, afrikanischem und wohl auch noch sumerischem Blute, sich erhalten hat.

Unsere VII. Reihe zeigt sumerische Köpfe, meist aus Tello, dem alten Lagaš, nach Veröffentlichungen Heuzeys, so die beiden männlichen Köpfe VII 1 und 2 und den leider sehr verstümmelten weiblichen Kopf VII 5, der wohl allein schon genügt,



Abb. 9. VII. Reihe, Sumerier.

Fig. 1. Ein Sumerier. Fig. 2. Ein offenbar den König Gudea vorstellender Kopf. Fig. 3. Kopf der „Spinnerin“ aus Susa. Fig. 4 und 5. Sumerierinnen, der letzte Kopf leider stark beschädigt.

um die Phantasie von der bildnerischen Unfähigkeit der Sumerier zu zerstören. Der Kopf VII 2 ist einer der Gudeaköpfe, der wohl gleichfalls gutes Zeugnis für bildnerisches Können ablegt. Das weibliche Köpfchen VII 3 stammt von dem bekannten Relief der „Spinnerin“ von Susa, hat aber wohl eher als sumerisch zu gelten denn als Wiedergabe des elamischen Typus. Eine Sumerierin ist auch VII 4.

Zum Vergleiche stellen wir nun neben die sumerische Reihe eine Tafel mit Indiern. Abb. 1 gilt als Porträt des Königs Asoka und stammt von dem Stupa von Barāhat. Ebendaher ist auch Abb. 2 und 3 als weitere Belege männlicher Köpfe, und 4 als weiblicher. Die Herkunft von 5 kann ich zur Zeit nicht genau nachweisen, es ist eine Musikantin aus einer Tanzdarstellung. — Die Rasse, die uns in diesen Köpfen entgegen tritt und die damals doch die vorherrschende gewesen sein muß und als eigentliche Trägerin des alten Buddhismus zu gelten hat, scheint heute aus Vorderindien ziemlich vollständig verschwunden zu sein, was vielleicht mit der Ausrottung des Buddhismus in den nachchristlichen Jahrhunderten im Zusammenhange steht. Vielleicht sind damals Angehörige dieser Rasse nach Osten, besonders nach Biamma, ausgewandert. Auffallend und an die Sumerier erinnernd erscheint mir das weit geöffnete Auge, die Breite des unteren Gesichtsteiles mit trotzdem schlankem Kinne und die Neigung zu vielen kleinen, hervor tretenden Rundungen, die besonders bei den weiblichen Köpfen auffallen, sowie die kräftigen Lippen und der große, starke Kopf. Wie weit diese Eindrücke bei genauerer Untersuchung Stand halten werden, ist natürlich eine andere Frage, doch sind die kulturellen Beziehungen zwischen Sumer und Indien, zumal auf religiösem Gebiete, auch auffallend genug.

Die hier vorgeführten Bilder sind freilich keine ideale Unterlage für den Anthropologen. Wem sie aber auch nur einen Schimmer von Hoffnung erwecken, der sei an folgendes erinnert:

1. Wir haben bereits auf die Menge der Köpfe in den Reliefs von Persepolis aufmerksam gemacht sowie auf die vielen Tausende, die indischen Bauwerken zur Verzierung dienen. All dieser Stoff ist noch niemals für anthropologische Zwecke im Ernste ausgebeutet worden. Das Gleiche gilt aber z. B. auch von den

sumerischen und den auf Kypros gefundenen Köpfen, die alle erst einmal in Aufnahmen veröffentlicht werden müßten, wie der Anthropologe sie vom lebenden Menschen zu machen pflegt, und unter gleichzeitiger Angabe der positiven Maße. Hier gilt es, großzügig zu sammeln und zweckmäßig zu veröffentlichen; bei dieser Gelegenheit würde noch mancher heute in Museen oder an seinem ursprünglichen Orte harrende Kopf, der aus anderen Gründen niemand lohnend erschien, einer nützlichen Bestimmung zugeführt werden können. Einige von Anthropologen ausgeführte Musterarbeiten würden bald auch den Blick des Archäologen schulen.

2. Wir haben noch keine ernst zu nehmende Kunstgeschichte des alten Orients. Das Beste, was bisher geleistet wurde, haben wir vielleicht Albert Grünwedel zu verdanken, und doch leidet seine Buddhistische Kunst sehr merklich unter der nicht genügenden Abgeklärtheit seiner geschichtlich-völkerkundlichen Grundlagen und Anschauungen. Eine Kunstgeschichte, die in Fühlung mit der politischen und der Kulturgeschichte einmal der Frage nachginge, wie sich der Rassegeist in der Kunst ausdrückt, würde in ähnlicher Weise berichtend eingreifen können, wie wir es oben von der Sprachforschung gezeigt haben; sie könnte dazu beitragen, die Verteilung und die Abgrenzung und Mischung der Rassen aufzuklären. Aber sie könnte uns zugleich auch wertvolle Winke geben, welche Fehlerquellen wir in der Wiedergabe des Menschen durch bildnerische und bildliche Darstellungen etwa zu erwarten haben. Das muß möglich sein, zumal wo zwei oder mehr verschiedene Völker die gleiche Bevölkerung eines Landes zu annähernd gleicher Zeit dargestellt haben. Wir sehen z. B., wie die Assyrer Burgen so darstellen, als wäre das Bild von beiden Seiten zusammen geschoben⁴³⁾. In ähnlicher Weise dürften sich auch entsprechende Modefänger für die menschliche Gestalt ermitteln lassen — bisher haben wir uns ja auch nur an die Köpfe gehalten, aber der ganze Leib spielt auch seine Rolle; die schlanke „Taille“ und die breiten Hüften des Tempelbildes der Anāhitā finden wir ganz entsprechend bei den Figuren aus Indien wieder.

Ein Seitenzweig der Kunstgeschichte ist auch die Geschichte der Tracht und des Schmuckes, zumal der ersteren als Schmucktracht. Von diesem Zweige her haben wir hauptsächlich den Begriff der „Mode“, mit dem Beigeschmacke des Veränderlichen und wandernd Übertragbaren entlehnt. Und doch werden Tracht und Schmuck auf einer Unterlage angebracht, die gerade den Gegenstand der Anthropologie bildet, auf dem menschlichen Leibe. Es ist also nicht zu erwarten, daß eine besondere Ausprägung dieses „Schmuckträgers“ keinen Einfluß haben sollte auf die Ausprägung des Schmuckes selbst, dessen hauptsächlichsten Teil die Kleidung bildet. Ein Volk mit einer Haut, die keine Narben bildet, wird auch die Schmucknarben nicht erfunden haben, die Tschinesin mit „goldenen Lilien“ kann keine Reiterstiefel tragen. Völker, die stolz sind auf die Steatopygie ihrer Weiber, werden ihnen keine Instrumente erfinden, um die Hüften weg zu schüren. Der bewegliche Perser, wie überhaupt überall der Arier, trägt enge Kleidung, der schwer bewegliche Türke liebt

⁴³⁾ Hier sei mir gestattet, auf zwei Hefte des „Alten Orients“ (I 4 und IX 3/4) zu verweisen. Im ersteren hat Billerbeck (Der Festungsbau im alten Orient, 2. Aufl., S. 28) unter Weglassung der Figuren die Darstellung der Festung Charchar (im medisch-assyrischen Grenzgebiete) wiedergegeben. In meinem Hefte: Der Zagros und seine Völker (S. 63) habe ich einen ersten Versuch machen lassen, diese Darstellung der Wirklichkeit anzupassen. (An diesem Versuche glaube ich heute schon eine Reihe Fehler nachweisen zu können, danke das aber diesem Versuche, ohne den ich mir meine heutige Anschauung nicht erworben hätte.)

die Weite. Es werden sich sicher, bei aller Übertragbarkeit der Kleidung, auch Besonderheiten und Eigenarten ergeben, die man sich nur bei einer bestimmten Rasse entstanden denken kann, auch abgesehen von dem Einflusse, den das Klima gerade auf die Kleidung auszuüben vermag. Auch von dieser Seite her ist einmal auf einen Weg weisende oder bekräftigende Unterstützung zu rechnen. Bisher verfügen wir zwar über eine ziemlich Reihe verdienstlicher „Trachtenkunden“, aber zu einer Geschichte der Tracht haben wir uns noch nicht durcharbeiten können. Der reiche Schatz von Reliefdarstellungen aus dem alten Oriente wird auch hier eine neue Unterlage zu schaffen berufen sein. Die Stoffquellen sind dafür die gleichen wie für die Anthropologie im engeren Sinne, zum Teil auch für die Geschichte der Geste und des Tanzes.

3. Die Reliefköpfe sind datierbar nach Zeit und Volk, letzteres zunächst im politischen Sinne, aber für den alten Orient steht das Volk der Rasse noch sehr nahe. Wir dürften dadurch Anhaltspunkte gewinnen auch für die Datierung von Skelett-Funden, wie in keinem anderen Lande der Erde. Und für die „Wiederbelebung“ dieser Funde werden wir noch heute lebende Vertreter der betreffenden Rassen finden können, wie sie durch Entmischung immer wieder auftauchen. Dazu gehört freilich ein umfassenderes Studium der heutigen Bevölkerung, als es bisher angebahnt worden ist, denn Persien ist bisher aus politischen und klimatischen Gründen eines der unbekanntesten Länder der Erde, und zwar topographisch (vgl. z. B. Herzfeld, *Pasargadae*, S. 10, Z. 1 ff. — Sonderdruck aus *Klio* VIII. Heft 1) wie anthropologisch. Auch hier gilt es, zu sammeln, Schädel- und Photogramme und Maße der Lebenden.

4. Noch fast unbeachtet, jedenfalls ganz unausgewertet sind für unsere Fragen die iranischen, arabisch schreibenden Geographen, zumal des 10. Jahrhunderts. Was sie etwa bieten können, dafür diene als Beleg eine Probe aus Istachri, auf die Houssay (bei Dieulafoy, *L'acropole des Suse*, S. 103) aufmerksam machte:

„In Hōzistān sprach man persisch, arabisch und hōzisch. Das Äußere der Einwohner dieser Provinz war gelb und abgezehrt, ihr Bart schütter und ihre Haare im allgemeinen weniger üppig als die der anderen Völker.“

„Die Einwohner des Gārmsir von Fars waren mager, schwarz (!) und hatten einen spärlichen Haarwuchs. In den gemäßigten Teilen dieser Provinz haben die Einwohner hohen Wuchs und starken Haarwuchs und sind sehr hellhäutig.“

Bei Jāqūt findet sich die Angabe, daß die Bewohner Adārbāijāns eine besondere Sprache redeten, die sie allein verstehen konnten — auch das sind Fingerzeige für den Anthropologen.

Gleiches gilt aber natürlich auch von griechisch oder römisch schreibenden alten Geographen, so z. B. wenn Plinius (VI 22 [25]) berichtet, daß die *Ἀρτα* eine eigene, nicht die Sprache der Inder sprachen, oder (XIII 25) daß im Erythräischen Meere „Affen“ („*silvas*“ = *silvanos* oder *simias*?) wohnen. Es ist mir nicht bekannt, daß schon einmal die anthropologisch-ethnologischen Angaben dieser Art gesammelt worden wären.

Ebenso unausgenützt für unsere Zwecke liegt das indische einschlägige Schrifttum mit zahlreichen Angaben etwa der Art, wie daß (nach dem *Wājupurāna*) die Männer von Kētumāla schwarz seien. Auch die chinesischen Nachrichten über die blauäugigen, blonden Westvölker verdienen sehr eingehende Nachprüfungen vom Standpunkte der heutigen Kritik.

Dazu treten dann die Berichte der europäischen Reisenden bis in unsere jüngste Zeit, z. B. wenn Floyer (*Unexplor. Bal. S.* 394) bei Sultanābād (südöstlich von Ha-

Mitteilungen d. Anthropol. Gesellsch. in Wien, Bd. XXXVI, 1916.

43

madan) von Blonden berichtet oder Gasteiger-Chan (Von Teheran nach Baludschistan), daß in einigen Ortschaften zwischen Bām und Bāmpur eine negerhafte Bevölkerung sitze.

In Verbindung mit diesen „Reiseberichten“ wird auch noch manch gemaltes Bild entdeckt und herangezogen werden können.

5. Wir fügen hinzu, daß die Anthropologie naturgemäß von der Medizin ausgegangen ist als der Wissenschaft vom gesunden und kranken Menschen. Sie begann also mit der Erforschung eines einheitlichen Durchschnittsmenschen, der sich erst allmählich in Rassentypen auflöste, die nicht nur nach der Farbe unterschieden wurden. Die Geschichtsforschung konnte hier auch keine Hülfe bringen, so lange sie nur drei Rassen kannte, die von den drei Söhnen Noachs abstammten, und daneben nur Staatengeschichte trieb, ja vornehmlich Staatengeschichte Westeuropas. Erst die Sprachwissenschaft fällte dann die „Indogermanen“ aus, mit der Voraussetzung, daß die sprachverwandten Völker auch eine Rasse bildeten. Diesen holden Wahn zerschlug dann die Völkerkunde und Anthropologie und weiter die Vorgeschichte Europas, und man gelangte zu dem Satze vom „Trugbilde einer indogermanischen Rasse“, weiter zu der „Wahnvorstellung, einzelne Rassen unterscheiden zu können“ usw. Und so ist die Anthropologie immer mehr auf ihre eigene Forschung zurück geengt worden, so weit sie wenigstens zu dieser noch den Mut hatte; denn schon galten Rassenmerkmale als „Degenerations-Erscheinungen“, die Schädelmessung war ein Unfug, da in jedem Volke Langschädel und Kurzschädel neben einander vorkommen und von der hauptsächlichsten Lebensbeschäftigung eines Volkes⁴⁴⁾ oder sogar vermutlich von der harten oder weichen Kopfunterlage des Kindes herrührten.

Allmählich ist die Geschichtsforschung, hauptsächlich in den Anfängen der Geschichte der Einzelvölker, zumal aber in der Geschichte des alten Orients, in die Lage gekommen, Völkerwanderungen und -schiebungen nachweisen zu können, so daß hoffentlich der wirkliche Unfug aufhört, z. B. die Bevölkerung Palästinas als eine einheitliche Masse anthropologisch zu untersuchen und so den Durchschnitts-Rassentypus des Landes zu ermitteln und als einen Baustein für die anthropologische Rassenforschung zu verwenden. So viel ist sicher, ausgehen kann man nur von einem Lande, dessen Bevölkerungsschichten und dessen Rassenbewegung man durch möglichst lange Zeiträume verfolgen kann.

6. Wir hoffen gezeigt zu haben, daß die Möglichkeit sich aufschließen läßt, auch die Sprachforschung im Dienste der Geschichtsforschung und auch unmittelbar für anthropologische Zwecke zu verwenden. Die vergleichende Mythenforschung wird folgen als der wichtigste Beitrag zur Geisteswissenschaft der Menschheit, und voraussichtlich werden auch andere vergleichende Forschungen verwendbar werden, so die Musikforschung, die Ornamentforschung, ja die vergleichende Rechtskunde und andere mehr. Nur wird es gelingen müssen, auf all diesen Gebieten das Übertragbare vom Unübertragbaren zu scheiden. Die Anthropol-

⁴⁴⁾ In diesem Rankeschen Gedanken liegt zweifellos ein richtiger Kern. Es ist für uns ein Postulat, daß Klima, Ernährung und Lebensweise die Ursachen der Rassenverschiedenheiten seien, einerlei, ob man an die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes glaubt oder die Verzweigung bis hinter die Faultiere zurück verlegt. Aber einerseits soll man dann auch zugeben, daß die Denktätigkeit und als deren Unterlage und Ausdruck die Sprache gleichfalls körperlich umgestaltend wirkt, und andererseits soll man die Zeiträume nicht unterschätzen, die diese Ursachen brauchen, um eine Dauerwirkung auszuüben, die vielleicht ohne hinzutretende mutierende Unberechenbarkeiten überhaupt nicht eintritt.

logie bewegt sich von der Kunde vom Menschen zu der Kunde von den Völkern und von den Rassen. Rassenhaft Unvermishtes und völkerekundlich Ursprüngliches schienen am ehesten noch ergreifbar bei den „Völkern niederer Kultur“; aber dieser Ausdruck als Ersatz für „Naturvölker“, die es doch nirgends „mehr“ gibt, drückt schon einen starken Verzicht aus. Hat man es nicht mehr mit Naturmenschen zu tun, sind alle von Kultur beeinflusst, so erhebt sich unabweisbar die Frage, wie weit es überhaupt etwas allgemein Menschliches oder Allgemeinmenschliches gibt, das sich an allen Orten und bei allen Arten „Mensch“ gleichsam aus den chemischen Eigenschaften der Menschheit ergäbe, hätte ergeben haben können oder gar ergeben müßte. Eine Erörterung über diese Fragen, die gewöhnlich an den Namen Bastians geknüpft werden, gehört nicht in unseren Rahmen, wir müssen aber betonen, daß die Völkerekunde sich noch heute vorzugsweise, in manchen ihrer Vertreter ganz ausschließlich, mit den Völkern niederer Kultur beschäftigt und sich um die Kulturvölker fast noch gar nicht gekümmert hat. Gerade von Iran weiß sie so gut wie nichts, und doch liegt in Iran der Schlüssel zum Verständnisse des Kulturschatzes von Sibirien, Tschina, teilweise Indien, Osteuropa und der gesamten Welt des Islams. Abgesehen von der ungeheuer weiten Ausdehnung der sumerisch-elamischen Kulturwelle, die recht eigentlich den Menschen zum Menschen gemacht zu haben scheint, sich aber überall auf wärmere Länder beschränkte, dürfte es kein Land und kein Volk mehr geben, das auf so weite Strecken und über so verschiedene Rassen seine Kultur ausgestrahlt hätte, wie Iran und die Iranier einschließlich der Saken. Aber auch die Rolle der Inder als Kulturverbreiter ist noch nicht entfernt richtig von der Völkerekunde gewürdigt worden, zumal nicht nach Osten und in Afrika. Wenn sich die Völkerekunde dieser großen Kulturkreise bemächtigt haben wird, wird sie so manches, was sie bei den „Primitiven“ aufgedeckt hat, als letzten schwachen Abglanz dessen bewerten können, wovon sie bei den Völkern höherer Kultur gelegentlich fast die Originale in die Hände bekommen kann. Darum hoffen wir, daß der Weg der Völkerekunde von den Naturvölkern zu den Kulturvölkern führen möge. Auf keinem Boden wird damit so erfolgreich begonnen werden können, wie gerade in Iran, das für uns bis heute noch fast das unbekannteste Kulturland der Erde, die „Lücke in unserer Bildung“ bedeutet.

Wir hoffen also, dem Anthropologen Mut machen zu können und zugleich die Bedeutung dieser Fragen in hellerem Lichte erscheinen zu lassen, als das bisher wohl geschah.

V.

Wir haben unsere wesentliche Aufgabe darin gesehen, einmal die älteren Bevölkerungsschichten Irans etwas genauer ins Auge zu fassen, und das Ergebnis ist in kurzen Strichen, daß Iran vermutlich in ältester Zeit bis über den Nordwesten hinaus von dunkelhäutigen Völkern bewohnt war, deren Hautfarbe einen starken Stich ins Olivengrüne⁴⁵⁾ hatte, mit langen, ziemlich schlichten, schwarzen

⁴⁵⁾ Noch heute soll in Tiflis der „Perser“ an einem grünlichen Tone der Hautfarbe erkannt werden, und schon Herodotos berichtet (II, 104), daß die Kolcher schwarze Haut und krauses Haar gehabt hätten; das ist gewiß falsch, aber es mag unter den Kolchern wohl immerhin damals noch Reste der Urbevölkerung gegeben haben. Ob noch irgend ein Mißverständnis im Spiele war, können wir heute nicht entscheiden, doch höre ich, daß noch heute unter den Mingreliern oft eine sehr dunkle Haut anzutreffen sei. Es wäre eine lohnende Aufgabe für die Anthropologie, die überall verstreuten Angaben über Reste dunkelhäutiger Rassen in Vorderasien einmal zu sammeln und zu prüfen und dann in den einschlägigen Gegenden die heutige Bevölkerung zu untersuchen, womöglich mit Aufnahme ihrer mundartlichen Besonderheiten. Die Annahme, daß in solchen Fällen nur Einfuhr von Negerklaven vorliege, reicht schon längst nicht mehr aus zur Erklärung des bisherigen Tatbefundes.

Haaren. Ob die Urbevölkerung des Südrandes bereits einer anderen, schwarzen Rasse mit kürzerem, krauserem Haar angehörte, oder ob diese Bevölkerung sich erst später an der unbewohnten Küste entlang westwärts geschoben hat, würden wohl nur bildliche Darstellungen aus alter Zeit entscheiden können, denn schriftliche Nachrichten sind kaum zu erwarten. Diese Küstenbevölkerung scheint man zu allen Zeiten als stark affenartig empfunden zu haben. Noch Plinius (VI 24) kennt sie an der Küste Karmaniens als behaart am ganzen Leibe und in Fischhäute gekleidet. Die Überlieferungen von den Schiffahrt treibenden Affenvölkern am Persischen Golfe, wie wir sie in 1001 Nacht finden, und die Sagen von den Affenkönigen nehmen offenbar auf diese Völker Bezug. Wir gehen aber darauf hier nicht näher ein, da diese ganze Frage einmal mit reichlichem Stoffe aufgerollt werden muß, wozu hier der Raum fehlen würde. Für unsere Aufgabe sind diese Restvölker schon darum nicht von Belang, weil der Küstenrand nicht zur „geographischen Provinz“ Iran gehört. Doch bliebe natürlich die Frage offen, wie weit sie in alter, vorkaukasischer Zeit auch im Hochlande selbst gesessen haben, und ob vielleicht heute noch die Spuren dieser Bevölkerung, sei es auch nur in Mischung oder Kreuzung mit anderen, im Hochlande erhalten seien, zumal im östlichen Teile in den Brähūi Baluċistans, und ob diese Rasse vielleicht auf indischem Boden noch ihre Fortsetzung findet. Welche Rolle in dieser Beziehung noch einmal die oben S. 233 erwähnte „Zwergrasse“ spielen wird, ob sie mit einer der indischen Rassen, deren Männer die durchschnittliche Höhe von 1'50 m haben, in Verbindung zu bringen sein wird, das werden erst eingehende Untersuchungen von anthropologischer Seite einmal aufhellen können. Hoffen wir, daß auf iranischem Boden entsprechende Skelettfunde gemacht werden, die in Verbindung mit den genannten Reliefs dem „vergleichenden“ Anthropologen ausgiebigere Anhaltspunkte an die Hand geben. Anthropologisch-ethnologische Erforschung der heute noch fast unbekannten Bewohner des iranischen Küstenstriches werden dann wohl eine Brücke bis nach Südindien schlagen können, und wir dürfen auch sprachwissenschaftliche Untersuchungen dabei nicht für aussichtslos halten, denn die Erforschung aller einschlägigen Sprachen steht ja noch in den Anfängen, und nach den eben angedeuteten Gesichtspunkten werden wir allmählich in die Lage kommen, sehr tief in die Herkunft der Einzelbestandteile der Sprachen hinein leuchten zu können. Schon heute darf aber als sicher gelten, daß wir es mindestens mit zwei Urrassen auf iranischem Boden zu tun haben.

Wie weit die beiden Völkerschichten sich in alter Zeit mischten und unter einander ausglich, können wir natürlich nicht wissen, und ebenso wenig, in welchem Verhältnisse sie zu den Sumeriern standen, die wir uns gleichfalls nicht anders als dunkelhäutig vorstellen können. Unter den Sumeriern finden wir einen langschädelligen Typus, der an gewisse Ägyptertypen erinnert, einen anderen, den wir am ehesten mit dem der Asokaskulpturen verbinden können, mit wulstigen Lippen und starkem Kinne, und einen dritten, der überhochschädelig erscheint, mit vorgebauter Stirne und Nase, die eine Linie bilden, die sogenannten Vogelköpfe; wir wissen aber noch nicht, wie weit diese Darstellung auf Treue Anspruch machen kann oder nur ungeschickter Stil ist. Bei dieser Lage der Dinge gehen wir auch auf den sumerischen Typus nicht weiter ein, erinnern uns lieber des Satzes, daß die Kultur ein „Picnic“ ist: was wir Sumerier nennen, ist für unser Wissen eine Nationalität, die aus vielen verschiedenen Rassen sich zusammen setzen mag. Alle diese Rätsel stellen wir noch hindann, bis wir mehr Stoff dafür haben und die jüngeren Schichten besser kennen werden. Für unsere Aufgabe spielen auch die

Sumerier keine Rolle, da sie gleichfalls nicht im Hochlande gesessen zu haben scheinen.

Wichtiger ist die kaukasische Schichte, die spätestens um 2700 im Besitze des Hochlandes war. Mit Sicherheit, aber auch nur der Sprache nach, können wir bisher nur die **elamische Gruppe** in diesem Gebiete nachweisen, und zwar die nordelamische, zu der die Kaspier gehören, im Bereiche des späteren Mediens, die süd-elamische, die Hapirti im späteren persischen Teile des Hochlandes. Ob auch die Chaldeer nach Iran herein gegriffen haben und wie weit, können wir noch nicht bestimmt ermitteln; sicher ist nur, daß sie im 8. Jahrhundert vor unserer Era nordwestliche Teile von Iran unter ihrer politischen Herrschaft hatten. Es ist nicht unmöglich, daß ihr Königshaus und ihr Adel selbst wieder arisch-phrygischer Herkunft gewesen wären, und daß dieses neu auftauchende Chaldervolk von den phrygischen Gamiräern erst nach Süden gedrängt worden wäre. Wichtiger ist die Frage, ob wir in den Tapuren, deren Sprache wir nicht kennen, und mehreren kleineren Stämmen des Nordens eine weitere kaukasische Gruppe zu sehen haben; wichtig darum, weil der starke Verdacht besteht, daß sie das Stammvolk der späteren Tamülen waren, d. h. der Drawida. Ihre alten Sitze hätten wir uns etwa in Tabāristan⁴⁶⁾ und Chōrāssān zu denken, und am Atrek und Hērīrūd könnten wir uns die Gebiete denken, in denen sie durch Mischung mit Turkvölkern, etwa in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts, den türkischen Einschlag in ihre Sprache, vielleicht auch Rasse aufgenommen hätten. Durch das Gebiet der Olivgrünen wären sie dann von den nachdrängenden arischen Indern, zum Teil wohl auch im Bunde mit ihnen, nach Süden, dann nach Osten ins Indusland und weiter in den Bereich der Mundavölker geschoben worden, von denen sie anthropologisch heute schwer zu scheiden sind. Ihre Sprache weist kaukasische, altaische, arische und Mundaribestandteile auf, und für diese Gegebenheiten müssen wir uns nach der geschichtlichen Möglichkeit umsehen. Nicht ausgeschlossen wäre es, daß diese tapurische Gruppe in engeren Beziehungen zu den Mitanni stünde oder auch Bestandteile dieser Gruppe mit in sich schlösse.

Schon wesentlich genauere Vorstellungen können wir uns von der ersten arischen Schichte machen, die die nachmaligen **Inder** ergeben hat. Auch dieser Einbruch erfolgt von Nordwesten her und weiter über den Kaukasus, und er kann keinen anderen Verlauf genommen haben als nördlich der Kāwīr, denn er würde sich in unseren Quellen spiegeln müssen, wäre er den so wie so unwahrscheinlichen, gefährvollen Südweg gegangen; auch würde der Rgweda von elamischem Kulturgute wimmeln, während er in Wahrheit gerade die Nordvölker kennt (oben S. 201f.). Die indische Völkerwelle dürfte für das nördliche Iran im wesentlichen die Bedeutung gehabt haben, daß überhaupt arisches Blut und Mischblut im nachmaligen Medien und Parthien nach dem Hochlande gebracht wurde, und zugleich arische Klänge und arische Denkform, so daß die Kaukasier gewissermaßen ange-arisiert wurden und eine geeignetere Unterlage für die folgende arische Welle abgeben konnten. Die Inder aber werden schon von Transkaukasien an, als erste Pioniere des Ariertumes, halb als verlorener Haufe, bei ihrer Einpassung in die Verhältnisse des neuen Landes starke Einbuße an ihrer arischen Eigenart erlitten haben. Ihr großes Verdienst ist es, daß sie ihre Sprache erhalten und offenbar auch bei der Mischung mit den Unterworfenen durchgesetzt haben. Es ist die Zeit der Weden, und wir

⁴⁶⁾ Zeugt von diesem Volke noch der heutige Name *Tabris*, wie *Kasbin* den Namen der Kaspier erhalten hat?

werden diesen wohl einen beträchtlichen Anteil an der Erhaltung der Sprache zuzuweisen haben, da sie damals offenbar mündlich überliefert und auswendig gelernt wurden. Ein Problem bildet in dieser Beleuchtung das Pālī: man kann es sich wohl kaum anders vorstellen, als daß es die Sprache der am meisten entarisierten indischen Volksbestandteile war, d. h. die Sprache eines Mischvolkes, und daß die Pälivölker in Seistan und Indien wieder Pionierdienste leisteten für die nachrückenden arischen Sanskrit-Inder. Eine noch heute vielleicht anzunehmende Bevölkerungsschichte dürften die Inder aber wohl nur im Osten des Hochlandes bilden können, vor allem in Awghānistān, wo sie wohl am längsten gesessen haben.

Die zweite arische Schichte bilden die Parthawa und Māda, d. h. die Perser, Meder und Parther. Diese „Iranier“ sind erst in der Mitte des 9. Jahrhunderts jenseits des Kaukasus nachweisbar und sind kulturell und sprachlich deutlich von den Indern geschieden, denen sie ursprünglich am nächsten gestanden haben müssen, wie ihre Sprache ausweist. Eine indoiranische Einheit hat freilich auch sprachlich ihre Bedenken, über die wir auch mit den scharfsinnigen, aber etwas mechanischen Konstruktionen Bartholomäus nicht so ganz hinweg kommen. Es ist aber auch nicht zu verkennen, daß die Iranier in Europa nach Abtrennung der Inder manches mit den Griechen gemeinsam erlebt haben, von denen sie ursprünglich weit schärfer getrennt waren als von den Indern. Sie haben nur den Westen des Hochlandes besetzt, haben aber ihre Herrschaft so ziemlich über das ganze Hochland ausgebreitet, und zwar schon um 530, wenn Plinius richtig berichtet (VI 23), daß Kuruš der Zweite die Stadt Kapisa zerstörte, die nach Ptolemaios (VI 18,4) im Lande der Paropanisaden lag. Eine stärkere Kolonisation scheint sich auf die Gebiete im Nordosten gerichtet zu haben, wo es wohl damals schon galt, die Saken von Einfällen abzuhalten. Die iranische Schichte scheint aber an Zahl zu gering gewesen zu sein, um größere Gebiete iranisieren zu können. Schon die Erwägung, daß es sich ja nur um eine Ausbreitung über ein Gebiet handelte, daß überall, wo es überhaupt bewohnbar war, bereits eine dichte Bevölkerung hatte, verweist uns auf das Gegenstück der Ostgoten in Italien. Hier wie dort sind die Eroberer die Herren, die andern Sklaven, und der König hat seinen Volksgenossen gegenüber nur die Stellung eines „Herzogs“ mit wenigen Vorrechten für die Friedenszeit. Aber es ist öfter und länger Krieg als Frieden, und damit steigert sich die gewohnheitsmäßige Macht des Königs, dem zugleich auch andere Könige sich unterworfen haben; das gelangt zum Ausdruck in dem Titel „König der Könige“. Müssen ihm Könige gehorchen, warum nicht auch seine Volksgenossen, die keine Könige sind. Nun sind aber die alten Bewohner des Landes zugleich die Träger einer unentbehrlich gewordenen Kultur. Der iranische Hofadel, der von der Gunst des Großkönigs abhängig ist, wird also rechtlich nieder gedrückt und durch hochgebildete „Sklaven“ ergänzt, die dadurch aufsteigen, und — sind erst diese Höchsten alle Sklaven des Königs, so ist es schließlich auch für den Mann aus dem „Volke“ gleichgültig, ob er Arier ist oder Hapirtier. So ist es gekommen, daß die arische und die kaukasische Schichte schon in der Zeit des großen Dareiaios nicht mehr unterschieden werden: die Parsa sind damit ein erklärtes Mischvolk von angeblich arischer Herkunft und ihnen stehen nur noch die *Hwajija* gegenüber, d. h. die Farbigen, die Aithiopen, die freilich die kaukasische Schichte schon stark abgenagt gehabt haben werden. Um so leichter gingen die Reste der Weißen in den Ariern auf. Dieses Beispiel der Parsa gestattet aber auch Schlüsse auf die ethnische Lage bei den Mada, und für beide werden sich mit zunehmender und sich vertiefender

Kenntnis der Sprachen sehr wichtige Anhaltspunkte und Richtlinien auch für die anthropologische Forschung ergeben.

Bisher fast ganz unbeachtet geblieben ist die dritte arische Schichte, die der **Saken**. Sie sind es gewesen, die überhaupt ein längeres Bestehen eines Ariertums auf iranischem Boden ermöglicht haben. Freilich, die Skučen geraten bald in das Netz der Assürer und werden von diesen gegen die Mada ausgespielt; sie haben politisch eher zerstörend gewirkt, aber vermutlich kreiste ihr Blut gar bald in einem großen Teile der Bevölkerung Vorderasiens, und als ihre Reste in Katpadokien seßhaft geworden waren, wo sie in den Resten der Hamazonen und Hesperiten bereits Volksgenossen vorfanden, bildeten sie für Kleinasien eine arische Unterlage, die leicht zu iranisieren war und dem Achamanidenreiche eine Stütze abgab, ohne die Kleinasien wohl überhaupt nicht zu halten gewesen wäre. Noch weniger waren politisch die Alwanen des Westens von Nutzen, scheinen aber doch ermöglicht zu haben, daß man den Ostrand des Kaspisees iranisch machen und erhalten konnte, ja daß das Iraniertum seinen Einfluß in Armenien und im Kaukasus geltend zu machen vermochte. Durch die Nachbarschaft sakischer Bevölkerung auf beiden Seiten hat zugleich das arische Armeniertum länger dem Grundwasser der Kaukasier standhalten können. — Für den ersten Sakenstamm im Osten ist kein besonderer Name überliefert, wenigstens keiner, der sich als Bezeichnung gerade der Saken von Sēistān erweisen ließe. Am wahrscheinlichsten wäre vielleicht die Annahme, daß sie den Namen *Zaranka* (Sarangen) geführt hätten, deren Mäntel und hohe Stiefel Herodotos (VII 65) betont. Nicht wahrscheinlich ist es nach Herodotos VII 68, daß die *Paktua* Saken gewesen wären; der Name haftete wohl am Lande und ging dann auf diejenigen Alwanen des Ostens (Awghanen) über, die das Land eroberten. In Turkestan finden wir die *Saka Hōmowarga* (Hamurgier), vermutlich im östlichen Baktrien, westlich von ihnen die Parner (und Daher, wenn letzteres nicht ein Gesamtname für verschiedene Stämme ist), die das Partherreich gründeten als eine ausgesprochen arisch-sakische Schöpfung. Durch diese Einwanderung der östlichen Saken ist ein frischer arischer Keil zwischen Inder und Iranier getrieben worden, und damit wurde vom östlichen Hochlande aus das arische Blut wieder verstärkt, vermutlich auch in Nordwest-Indien, vor allem aber durch die sakische Dynastie der Aršakiden auch im westlichen Iran, und, wie wir schon bemerkten, es scheint, als ob der Name *Erān* (Arjān) gerade durch die Parther aufgebracht worden sei, deren Dynastie und Adel ihr Ariertum stark betonten. Ohne diese Saken wäre das Partherreich wie vielleicht auch das Sassanidenreich nicht möglich gewesen, in denen sich ein neuer Aufschwung des Ariertums in Asien kund gibt. — Die spätere iranische Bezeichnung für die Saken ist *Sarima* (Sālm) womit unverkennbar der Ausdruck „Sauroma-ten“, „Sarmaten“ zusammen hängt, und es sind damit vorwiegend die Saken des Nordens gemeint, deren Blut noch heute in Südsibirien seine Rolle spielt. In Nordsibirien zersplitterten sich die Saken bei ihren Waräger-Zügen, die bis in den Nordosten des Erdteiles gereicht zu haben scheinen. Wir verzichten auf eine Aufzählung der vielen uns durch die Griechen überlieferten Stammesnamen der Saken in diesen Gegenden schon, weil es manchmal ungewiß ist, ob wir es noch mit Saken oder vielleicht schon mit Türken zu tun haben. Allmählich ist hier das arische Blut im türkisch-altaischen untergegangen und scheint in denjenigen Turkstämmen am stärksten gewesen zu sein, die sich zu aktiven Völkern entwickelten⁴⁷⁾. Es ist besonders bezeichnend für diese

⁴⁷⁾ Wir haben oben Seite 206 der sakischen Funde aus dem „Siebenstromlande“ Semirjetschensk

Völker und ihre Reiche, daß ein einzelner Mann auf einmal sein Volk und Reich auf eine erstaunliche Höhe erhebt und sich als in hohem Grade kulturfähig oder kulturbeteiligt erweist und Großes schafft. Aber die Ausübenden pflegen dann — wie bei den Chalifen — Iranier zu sein (Künstler, Gelehrte, Dichter), und nach seinem Tode ist alles wieder dahin. Ebenso auffallend ist es, wie viele Turkstämme ihren Namen von ihren Herrschern genommen haben (Seljuken, Jägataier Osmanen und viele andere), der aus einer trägen, bunten Masse ein Volk schuf. Das spiegelt sich in den Sagen der Turkvölker Südsibiriens: erst ist ein Held vorhanden, der dann ein „Volk“ braucht und auch findet. Diese Verhältnisse rücken wohl in ein anderes Licht, wenn man die Bilder dieser Herrscher studiert: es sind oft ausgesprochene Arierköpfe, gewöhnlich stark an die Partherkönige erinnernd, also mit einem Einschlage, der nichts weniger ist als altaisch. Ja, ganze Stämme, wie die nach ihrem Führer Uzbeg genannten Uzbegen, machen einen sehr unaltaischen Eindruck und erwecken eher die Vorstellung einer Mischung aus arischem Blute und kaukasischem, und auch das wäre leicht zu begreifen, denn mit den östlichen Alwanen, Aorsern und ähnlichen vom Kaukasos her nach Osten gezogenen Stämmen sind sicherlich auch viele Angehörige der Stämme des Kaukasos mitgerissen worden, und ihre charakteristischen Gesichtszüge, die uns bei Osmanen und Kadjaren auffallen — hier wohl durch die dauernde Einfuhr kaukasischer Mädchen geschaffen — begegnen uns auch in Awghanistân. Das oben erwähnte Komitativ-Suffix im Tocharischen wird also wohl sprachlich nur als ein erstes Leitfossil gelten dürfen.

Damit haben wir uns, über die Brücke der Saken, bereits zu der noch nicht besprochenen altaischen Schichte gewendet, die ich kürzer abtun muß, weil das nicht meine Sache ist und weil ich von Anfang an nur die Absicht hatte, etwas mehr Licht in die älteren Schichten zu tragen, die der Anthropologie ferne zu liegen pflegen. Die Türken müssen aber erwähnt werden, weil heute ganz Iran von ihnen überschwemmt ist, und zwar bis in den Süden hinein. Ich erfuhr von Andreas, daß in der Gegend von Siwänd, also beim alten Persepolis, Tiere und Pflanzen, die nur dort bekannt sind, türkische Namen tragen. Für Azärbäijân verweise ich zurück auf S. 208. Bis in die jüngste Zeit hinein stand Persien unter der Herrschaft des Hauses Kajar, das aus der Gegend von Astärahād und dem Atrek-Flusse stammte und sich auf einen nach ihm benannten Türkenstamm stützte. Angeblich ist auch der heutige Sultan von Iran noch ein Sprosse des Hauses

gedacht. Während des Druckes erhielt ich durch die Freundlichkeit Prof. Pöchs seinen „II. Bericht über die von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien“ (aus Bd. XXXVI dieser Mitteilungen, S. 107 ff.). Da ist auf S. 121 eine Tafel von „Augenlidformen“ gegeben, in der ein Livländer sofort durch den ausgeprägt germanisch-arischen Schnitt der Lider auffällt. Er gilt als Este, und wir wissen ja, daß gerade die Esten ein germanisch-finnisches Mischvolk sind, in dem derartige Typen heute geradezu überwiegen sollen. Darunter, als Nr. 10, ist die Augengegend eines „Tataren aus Semirjatschensk“ wieder gegeben, und gerade dieser „Tatar“ weist nach dem Livländer den bei weitem arischesten Schnitt der Lider auf. Wir müssen abwarten, ob das ein Zufall ist. Vielleicht betrachten wir Gobineaus „Turkmenenkrieg“ noch einmal mit anderen Augen; es wäre leicht möglich, daß in den Turkmenen das arische Blut kräftiger schlug als in den „persischen“ Helden der Kadjaren. Man betrachte das Bild des „Usbeken Hadschi Bai“ bei Erich Zugmayer, Eine Reise durch Vorderasien (Berlin 1905), S. 336, und man lese Karutz, Unter Kirgisen und Turkmenen (Leipzig 1911), S. 18 f. In all diesen Gebieten bilden noch heute die Nachkommen der von den Tschinesen noch als blond und blauäugig geschilderten Saken den Adel und die führenden Kreise. — Ob der russische Name *Semirjatschensk* nur erfunden oder nur Übersetzung eines einheimischen Namens in der gleichen Bedeutung wie *Hapta Hindawa* sein mag?

Kaĵar, nach Auffassung der Perser aber war Muzaffer-ed-din der letzte Kaĵare, Muhammed Ali aber der Sohn seines Polizeimeisters. Und dieses Werkzeug Rußlands, das Verderben seines Landes, hat wirklich keine Ähnlichkeit mit seinem Vorgänger oder mit Nasr-ed-din oder gar mit Fäth-Ali Schah, die eher an die Parther gemahnten als an die Türken und die gewiß auch viel iranisches Blut gehabt haben. Aber die Schahe brachten, so weit ihre eigene oft sehr zahlreiche Nachkommenschaft nicht ausreichte, Angehörige ihres Türkenanhanges in die einflußreichen Stellen, um ihren Thron zu sichern, und diese Türken kamen natürlich mit ihren Haremen für die Fortpflanzung der Bevölkerung Irans stark in Frage.

Für das ebene Land in Persien, den Bereich persischer und medischer Mundarten, wird man im Durchschnitt etwa sagen können: Die obersten Spitzen der Behörden sind iranisierte Türken, die Städter, vor allem die Kaufleute und Handwerker, sind Iranier, die Viehzucht treibenden Nomaden sind Türken, die gänzlich ungebildeten Ackerbau treibenden Bauern sind die Reste der Urbevölkerung, die sich mit der herunter gekommenen Schichte der unterdrückten iranischen Bevölkerung gemischt haben. In den Bergen sitzen im Norden Türken, im Nordwesten Kurden, im Westen südlich der Karawanenstraße Hamadan-Chanekīn Luren, und ebenso in den Bergen des Südens. Kurden wie Luren sind kaukasisch-arische Mischbevölkerungen von sehr verschiedener Zusammensetzung, der Art, daß unter den Kurden sich das arische Blut stellenweise noch sehr rein erhalten hat⁴⁸⁾, im Allgemeinen aber der fremde Einschlag stark überwiegt und der arische oft ganz zu fehlen scheint. Die Lur-Stämme sind überwiegend mehr arisch und im Übergange zur Seßhaftigkeit in Stadt und Land und dürfen als die aussichtsvollere Schichte für die Zukunft gelten; wenn Iran noch nationale Hoffnungen hegen kann, dann gebührt in diesen den Lur-Stämmen die Hauptrolle, in erster Reihe den Baĥtĵaren. In ihrem Gebiete liegt zudem die alte natürliche Hauptstadt Persiens, Isfahān, dem gegenüber Tährān doch nur die Kaĵaren-Residenz darstellt. Dem Stamme der Baĥtĵaren gehörte auch Sārdār-i-Azād an, der Erretter Persiens von dem von den Russen unterstützten abgesetzten Schāh Muhammed Ali. (Vgl. sein Bild auf der Tafel II 1.) Sārdār-i-Azād hat in Paris studiert und öfter Europa besucht. — In Fars, der ehemaligen Persis, stößt man gelegentlich noch in unserer Zeit auf Gestalten und Gesichter, die lebhaft an die Achanidenkönige gemahnen und vermutlich auch deren Blut noch in ihren Adern haben. Daß ein Perserkönig 30—50 Kinder gezeugt hat, scheint keine Seltenheit gewesen zu sein; Königs- und Adelsfamilien haben die Neigung, sich zu ganzen Volksstämmen auszuwachsen, wo nicht Einweiberei, Inzucht, Palastrevolutionen und bedrohliche Kriege an ihrem Blutbestande zehren. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Sassaniden wirklich irgendwie von den Achama-

⁴⁸⁾ Kurden (und Awghanen!) haben noch die alte arische Tanzform des Ringelreigens (Kolo der Slawen, griech. Sirto oder Romaika), bei den Kurden *Čupi* genannt. Noch bis in unsere Zeit war er auf den Fär-Öern in Übung, in ganz ähnlicher Gestalt, wie er in Deutschland, freilich meistens als Kinderreigen, gleichfalls noch heute lebt. Es ist kein bloßer Tanz, sondern die „Ballade“, d. h. es werden von den Vortänzern mythologische Stoffe gesungen, deren Kehrreime der ganze Kreis mitsingt und durch Bewegungen begleitet, wobei beide Geschlechter, oft in bunter Reihe, den Kreis bilden. Diese Ballade finden wir in Asien bei den Kurden und Awghanen, sogar in Indien ist der Tanz — auffallender Weise bei den heute nichtarischen Santhals — erhalten, freilich mehr mythologisch-lyrisch als episch. Bei der großen Unbestimmtheit des Begriffes „Santhal“ würde es sich lohnen, einmal anthropologisch wie ethnologisch zu untersuchen, ob nicht hier ein Sakenstamm in fremder Bevölkerung untergesunken ist. (Vgl. zum Ganzen Ritter, Erdkunde, IX, S. 623 und 405, VIII, S. 163 und 169, E. Schlagintweit, Indien, Bd. I, S. 252.)

Mitteilungen d. Anthropol. Gesellsch. in Wien, Bd. XXXVI, 1916.

niden abstammten, und der niedere Landadel wird dieses Blut noch weiter erhalten haben, vermutlich bis in unsere Zeit. Jane Dieulafoy (La Perse, la Chaldée et la Susiane (S. 507) gibt ein Bild des *Kätchödāh* (etwa Dorfschulzen) von Ahrām wieder, der sie an die Züge des Dareiaios in Persepolis erinnerte. Von diesem Bilde wiederholen wir hier den Kopf als ein Beispiel für die iranische Bevölkerung des Südens. Ahrām liegt, östlich von Bušāhr, bereits im heißen Küstenstriche, und so berichtet denn Jane Dieulafoy (S. 508), daß die Bevölkerung der Ortschaft eine sehr braune Haut hatte, und Frédéric Houssay (bei Marcel Dieulafoy, *L'acropole de Suse*, S. 103) betont, daß der *Kätchödāh* ein *Farsi* ist, die übrige Bevölkerung aber zu den *Hōzt* gehört (also den *Hwafijap*-Αὐτοίσιες), und daß schon Istachri im 10. Jahrhundert den gleichen Unterschied zwischen diesen beiden Bevölkerungsschichten feststellen konnte.⁴⁹⁾

Geographisch-räumlich betrachtet, ergibt sich die Nordhälfte Persiens als überwiegend von Türken bewohnt, während die iranische Bevölkerung — man schätzt sie auf etwa 6 Millionen — den Süden inne hat; sie würde also etwa die Hälfte der Gesamtbevölkerung bilden. Diese „Iranier“ besitzen nach Schilderung und Urteile so ziemlich aller Reisenden wie auch ausweislich ihres Schrifttumes eine geistige Veranlagung, wie wir sie sonst nur beim Europäer finden. Sie sind in ihrem Bereiche das einzige kulturfähige Volk und unterscheiden sich dadurch von allen ihren Nachbarn trotz der islamischen Maske und trotz der heutigen Zurückgebliebenheit ihrer Kultur. Sie sind die Nachkommen und natürlichen Erben der alten Iranier, von deren Kultur der gesamte Islam gezehrt hat und noch heute zehrt,

⁴⁹⁾ Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die überall verstreuten kleineren Abhandlungen über die Anthropologie Irans zu sammeln, wir wollen aber auf einen längeren Aufsatz hinweisen, der dem Anthropologen leicht entgehen kann: In dem mehrfach erwähnten Werke Dieulafoy, *L'Acropole de Suse*, findet sich von S. 87–115 ein Aufsatz von Frédéric Houssay, *Les races humaines de la Perse*, der wohl Beachtung verdient. An weiterem Schrifttume: Quatrefages et Hamy, *Crania ethnica*, Duhoussset, *Les populations de la Perse* (mit Messungen, 1859), Khaninoff, *L'Ethnographie de la Perse*. Für das östliche Persien werden die Zeichnungen bei Sven Hedin, *Zu Land nach Indien* zu beachten sein. Houssay spricht (S. 91) von unveröffentlichten Photogrammen, die Chantre mitgebracht hat, und noch immer unveröffentlicht lagern die Aufnahmen, die Friedrich Stolze und F. C. Andreas 1876 im südlichen Persien gemacht haben, und die nach Andreas Äußerungen ein ganz vorzügliches anthropologisches Material darstellen. Ob es etwa doch noch möglich wäre, diese Schätze nach 40 Jahren endlich nutzbar zu machen? Nach Stolzes Tode darf wohl jetzt Andreas als der Alleinschuldige gelten, wenn nicht wenigstens ein Versuch gemacht wird, den Platten noch abzugewinnen, was sie bei einiger Kunst noch herzugeben vermögen. Wer außer Andreas könnte heute noch einigermaßen angeben, was zu den Bildern erläuternd zu bemerken wäre! — An dieser Stelle sei auch auf Oskar Manns „Kurze Skizze der Lurdialekte“ (S.-B. d. königl. preuß. Akad. d. Wissensch., 1904, XXXIX) aufmerksam gemacht, wo S. 3–5 (1175–1177) über die Einteilung und geographische Verbreitung der Lurstämme in aller Kürze vorzüglich gehandelt wird; zu beachten ist auch S. 17 (1189). Weiters auf Hugo Grote, *Persien* (Angewandte Geographie, III 11), S. 24 ff., wo weiteres Schrifttum über die Bevölkerung Persiens nachgewiesen wird. — Nicht zu vernachlässigen sind ferner die Nachweise im „Grundriß der iranischen Philologie“, I. Bd., II. Abt., z. B. S. 201 f., 231, 253 f., 288 f., 344 ff., 381. S. 290 wird auf Benedict Goës (1603) verwiesen, der die blonde Haarfarbe der Pamir-Saken (*Ghalča*) hervorhebt. Dazu vergleiche man Helmolts Weltgeschichte, Bd. I von 1913, S. 284, über die Jueči, die „Indo-Saken“: Sie müssen „nach ihren Darstellungen auf buddhistischen Skulpturen und Fresken einen fast rein germanischen Typus gehabt haben; sie sind oft blau- oder grünäugig und blondlockig dargestellt.“ — Des alten Werkes von Dapper (Beschreibung des Königreiches Persien, Nürnberg 1681) haben wir schon oben (S. 210) gedacht. Dapper gibt (am Rande, wenn auch kurz und oft unklar) seine Quellen an. Vermutlich nach einem Portugiesen berichtet er S. 57 (Sp. 2 unten) von den Karmaniern: „Und ob sie gleich eine sonderbare Sprache haben, so bedienen sich doch die an der See wohnenden Völker der Persischen und Arabischen.“ Sprach man also dort im 17. Jahrhundert noch Elamisch?

ohne daß er und seine arabischen und türkischen Träger fähig gewesen wären, aus sich heraus Neues zu schaffen. Wie über ganz Vorderasien, so gingen in der römischen Kaiserzeit die Kulturwellen des Iranismus auch über Europa (vgl. Franz Cumont, Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum, 1819), später in anderer Richtung auch über Tschina bis zum Stillen Ozean und mit dem Islam auch über Vorderindien. Unterstützt und unterstrichen wurden diese Wirkungen durch die nahe verwandten, zeitlich zum Teil noch früheren Wellen des Sakentumes, von dessen geistiger Nahrung so ziemlich ganz Sibirien zu zehren scheint, bis nach Kamtschatka hinauf. Die Saken schlugen kulturell die Brücke von den Germanen zu den Tschinesen, von Athen bis Gandhāra. Sie bilden den arischen Bestandteil der Bevölkerung Turkestans und des östlichen Teiles des „Hochlandes von Iran“.

Diesen östlichen arischen Anteil zahlenmäßig irgendwie abzuschätzen, dürfte heute noch ganz unmöglich sein. Schon die Zahlenangaben über die Bevölkerung Awghanistans sind vollkommen unsicher und zudem um viele Jahrzehnte veraltet, die Bevölkerung wird heute auf etwa 6—7 Millionen einzuschätzen sein mit etwa 4—5 Millionen Paschtanen, zu denen noch etwa 1½ Millionen „Pathanen“ auf britisch-indischem Boden treten. Das dem altaischen Sprachstamme angehörige Volk der Hazaren, das ein eigenes Heer von 15.000 Mann stellt, wird neuerdings (nach russischen Berichten) auf 455.000 Familien (2 Millionen Köpfe) angegeben, was wohl als Irrtum (Verschreibung?) zu buchen ist: es dürfte eine Null zu viel sein. Die Bevölkerung hat sich sicher sehr stark vermehrt, aber zu Gunsten der Paschtanen, schwerlich gerade in den kargen Bergen der Hazaren — es sei denn, daß wir Awghanistan mit weit über 8 Millionen Einwohnern anzunehmen hätten, was bei einem Lande vom ungefähren Flächeninhalte Österreich-Ungarns allerdings nicht unmöglich erscheint.⁵⁰⁾

Sehen wir aber von den heutigen politischen Grenzen ab, so gehören zu der arischen Bevölkerung Awghanistans auch die im Gebirge nordöstlich in der Richtung nach Semirjetschensk anschließenden Stämme, die vielleicht noch heute blonden *Ghalča*, die Nachkommen der Saken im Pamir-Gebiete.⁵¹⁾ Dort erklingt auch heute noch, wie im Kaukasus bei den Osseten, die sakische Sprache, zum Teil in Formen, die mit dem Ossetischen geradezu überein stimmen. So am Jaghnobi, dem linken Nebenflusse des oberen Zärafšān, und südöstlich davon in zusammenhängendem Gebiete am Panj-Flusse und seinen Nebenflüssen und im südlichen Badaḥšān. Man unterscheidet die Mundarten des *Šighni* und *Sariqōlti*, südlich davon das *Wāhi*, in Badaḥšān das *Mungī* (oder Minjānī) und noch zwischen Čitral und dem Hindukusch das *Jidghah* und nördlich anschließend das *Sangliči*. Daneben sind noch weitere Mundarten festgestellt worden, aber die Erforschung des gesamten Gebietes in sprachlicher wie in anthropologischer Richtung steht noch zu sehr in den Anfängen, als daß ein irgend abschließendes Urteil über das gegenseitige Verhältnis dieser Mundarten oder Sprachen möglich wäre. Bisher am besten bekannt ist wohl das Jaghnobi,

⁵⁰⁾ Wurde doch Buchāra noch 1912 in unseren Statistiken mit 1.500.000 Einwohnern geführt, während es nach russischer Angabe bereits 1904 auf 2.780.000 Einwohner kam. Die bei uns mit 30.000 Einwohnern angegebene Stadt Kandahār wurde vor mindestens acht Jahren von den Russen als Stadt von über 80.000 Einwohnern bezeichnet; das würde bedeuten, daß wir Kabul mit etwa 200.000 Einwohnern einzuschätzen hätten.

⁵¹⁾ Zum Folgenden vgl. W. Geiger, im Grundriß, 12, S. 288 ff., und neuerdings Heinrich Junker (S.-B. d. Heidelberger Akad. d. Wissensch., Jahrg. 1914, Abhdl. 14).

das schon Salemann mit dem Ossetischen verglich, und das man nach den Turfan-Funden wohl am besten als neusugdisch bezeichnet; die Jaghnoben selbst wollen aus Kaschmir eingewandert sein. — Alle diese sakischeu Sprachinseln schwimmen im tajikischen Iranisch, in dem sie sich allmählich aufzulösen scheinen. — W. Geiger schrieb (im Grundriß, I 2, S. 290): „Ob jene Vorfahren der heutigen Pamir-Stämme skythische Saken waren, wage ich nicht zu entscheiden.“ „Saken“ waren es sicher, freilich keine „skythischen“, vermutlich aber „alwanische“, „aghwanische“, „awghanische“, und offenbar haben alle diese Sakenstämme einmal eine große sprachliche Einheit gebildet, zu der auch der Kern der Paschtanen zu zählen ist.

Eine andere Frage ist die nach der Rassenzugehörigkeit der heutigen nach Volkstum und Sprache als Paschtanen zu bezeichnenden Bevölkerung. Hier müßten anthropologische Untersuchungen einsetzen, die bisher ganz fehlten; selbst an photographischen Aufnahmen ist großer Mangel. Wir geben hier ein Bild des Chans Schir-Ali (1869—1879) wieder, ein Gesicht, dessen Profil wohl stark an die Partherkönige erinnern dürfte. Der Bau des Gesichtes ist wohl so ziemlich der gleiche, wie wir ihn von Sultanen der Osmanen, auch von den Kajaren in Persien und von manchem „Chan“ oder „Emir“ Turkestans und seiner Nachkommenschaft kennen: arisch-kaukasisches Mischblut. Was uns unter den Turkvölkern aber nur als Herrschertypus begegnet, das scheint in Awghanistan auch Volkstypus zu sein, und es ist bezeichnend, daß für den Engländer in Indien der Awghane der einzige Asiat ist, der ihm den Eindruck eines Europäers macht durch sein gesamtes Auftreten und Aussehen. Das Volk der Paschtanen hat, wie schon unter Schir-Ali, so besonders unter seinem Nachfolger Abd-er-Rahmān und dessen heutigem Nachfolger Habib-Ullah in Bildung und Wohlstand ungeheure Fortschritte gemacht, jedoch in naturgemäßer und gesünderer Weise als Japan; Awghānistān ist der einzige islamische Staat mit einer Hochschule nach europäischem Vorbilde, für Technik, Medizin und Kriegswissenschaft. Wenn das Hochland aus sich selbst heraus noch einmal eine Zukunft haben kann, so knüpfen sich die Hoffnungen auf eine solche in erster Reihe an das Volk der Paschtanen, das im Stande sein könnte, ein neues „Partherreich“ aufzurichten und auch den Persern das wieder zu geben, was ihnen am meisten Not täte: eine eigene, selbständige, der Höhe der europäischen angenäherte Kultur, und mit ihr Selbstbewußtsein, völkische Freiheit und Sicherheit des Besitzes, ohne die kein höherer Aufschwung möglich ist.